

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.  
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:  
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark  
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 50

São Paulo, 8. Juni 1911

VI. Jahrg.

## Schulhausbaustiftung — São Paulo.

Die Schulhausbaustiftung - S. Paulo wurde im Oktober vorigen Jahres gegründet, um unserer deutschen Vereinsschule ein neues, allen modernen Anforderungen entsprechendes Schulhaus auf einem geräumigen Grundstück zu errichten. Sie erließ einen Aufruf, der die Bitte enthielt, zu den erforderlichen Mitteln durch freiwillige Gaben beizusteuern. In hoch erfreulicher Weise gelang es ihr, in den verflossenen Monaten ihrer Tätigkeit fünfzig Contos de Reis hier und in Deutschland zu sammeln und gestern auch ein vorzüglich geeignetes Grundstück zu erwerben.

Der Kauf eines solchen begegnete großen Schwierigkeiten, weil die Schule nicht zu weit von der Mitte der Stadt und dabei ruhig gelegen sein muß. Bei in der letzten Zeit sehr gestiegenen Bodenpreisen und den bescheidenen verfügbaren Mitteln erwiesen sich bisher alle der Lage nach geeigneten verkäuflichen Bauplätze als zu teuer und dazu meistens noch als zu klein.

Der gestern abgeschlossene Kauf muß in jeder Hinsicht als ein durchaus günstiger bezeichnet werden. Das neue Grundstück, das für rund zweiundfünfzig Contos de Reis erworben wurde, liegt in der Rua Olinda, einer neuen Verbindungsstraße zwischen der Rua da Consolação und der Rua Augusta in der Nähe des Velodroms und der Consolação-Kirche. Alle elektrischen Bahnen der beiden letztgenannten Straßen führen in seine unmittelbare Nähe. Die Praça da Republica, die, wie ein aufgenommenener Plan der jetzigen Schülerwohnungen veranschaulicht, den idealen Mittelpunkt für die Lage der Schule darstellt, ist nur 7 Minuten entfernt. (Verbindungen Rua Ypiranga und Rua Araujo). Daher haben die Kinder des Santa Ephigenia-Viertels und der Campos Elyseos, abgesehen von näher heranführenden Bondslinien, nur fünfzehn bis zwanzig Minuten zu Fuß zurückzulegen. Für die von Barra Funda, Palmeiras und den benachbarten Stadtteilen kommenden Zöglinge ist die Rua Olinda die fast gerade Fortsetzung der vom Largo do Arouche bis zur Rua da Consolação reichenden Amaral Gurgel und Rua Rego Freitas. Von der Liberdade bzw. Villa Marianna kann sehr vorteilhaft eine der Avenidabondslinien benutzt werden. Der Paraisobond bringt die Schüler in ebenfalls ziemliche Nähe.

Ist also das erste Erfordernis für das neue Grundstück, leichte Erreichbarkeit, erfüllt, so ist das zweite, ruhige

und gesunde Lage, geradezu glänzend erreicht. Trotz der Nähe des Straßenbahnverkehrs ist die Rua Olinda sehr still und wird auch voraussichtlich später nicht geräuschvoll werden. Der Bau anderer Schulen und sonstiger gemeinnütziger Anstalten in der Nachbarschaft beweist schon die gute Lage. In derselben Straße sollen außerdem noch von einer kirchlichen Gemeinschaft ein Erziehungsinstitut und gegenüber dem erworbenen Grundstück eine öffentliche Schule errichtet werden.

Der gekaufte Platz liegt an dem höchsten Punkte der Straße mehrere Meter über ihrem Niveau, ist trocken, sonnig und frei und bietet eine weite, prächtige Aussicht auf das langgestreckte Tal und seine Hänge vom Viadukt bis zur Avenida Paulista, sowie auf die gegenüberliegenden Stadtteile Bexiga, Liberdade und Villa Marianna.

Das rechteckige Grundstück hat eine Straßenfront von 65 m und eine Tiefe von 50 m, so daß 3250 qm Bodenfläche zur Verfügung stehen, während das jetzige Eigentum der Schule in der Rua Florencio de Abreu nur rund 950 qm Flächeninhalt hat. Die bedeutend mehr als dreifache Größe reicht für Schulhaus und einen genügend großen Spiel- und Turnplatz gut aus.

Wir gratulieren der Schulhausbaustiftung und dem Verein Deutsche Schule aufs beste zu der neuen Erwerbung und wünschen beiden, daß es recht bald gelingen möge, das geplante Gebäude zu errichten.

Dazu bedarf es weiterer, größerer Mittel. An dem erwähnten starken Steigen der Bodenpreise partizipiert zu Gunsten der Schule das an sehr verkehrsreicher Straße gelegene alte Grundstück, das fast schuldenfreies Eigentum des Schulvereins ist. Es sind auch schon gute Kaufgebote gemacht worden. Die zu erzielende Summe reicht aber bei weitem nicht aus, ein wenn auch einfaches so doch unserer Kolonie würdiges, großes, hygienisches und pädagogisch einwandfreies Schulhaus zu erbauen und einzurichten.

Der Bauplan steht noch nicht fest, doch ist an ein Gebäude mit Erdgeschoß und oberem Stockwerk gedacht. Es wird voraussichtlich enthalten: zehn bis zwölf geräumige Klassenzimmer, eine große Aula, Zeichensaal, Unterrichtszimmer für Physik und Chemie, Lehrmittel- und Bibliotheksaal, Amtszimmer für den Direktor, Lehrerzimmer, Materialienraum und Schuldienerwohnung. Nach den außerhalb des Haupthauses zu errichtenden Trinkanlagen und Aborten sollen gedeckte Wege führen, ebenso nach

einer offenen Turnhalle, die auch bei Regenwetter den Turnunterricht und Aufenthalt in freier Luft während der Pausen ermöglichen wird. Der Schulhof soll mit Schattenbäumen bepflanzt und das ganze Grundstück von Mauern umschlossen werden. Auch an eine mustergültige innere Einrichtung richtet die Schulhausbaustiftung ihr Bestreben.

Es besteht die Absicht, mit dem Bau baldmöglichst zu beginnen. Da das alte Schulhaus noch bis zur Vollendung des neuen in Benutzung bleiben muß, wird geplant, durch Aufnahme einer Hypothek die ersten Baugelder zu beschaffen. Außerdem aber hofft die Schulhausbaustiftung und wir mit ihr, daß sich nach ihrem ersten schönen Erfolge noch recht zahlreiche Freunde der guten Sache finden werden, die gerne, ein jeder nach seinen Kräften, beisteuern und die Mithilfe an dem edlen Werke als eine Ehrenpflicht ansehen.

Wir sind fest überzeugt, daß der schon seit vielen Jahren erwogene und in mancher Redeschlacht erörterte Plan, unserer Jugend ein auf absehbare Zeit ausreichendes, einwandfreies Schulgebäude zu verschaffen, baldiger Verwirklichung entgegengeht.

Spenden nehmen nach wie vor die Brasilianische Bank für Deutschland und die einzelnen Mitglieder der Schulhausbaustiftung entgegen.

## Gedanken zur Zentenarausstellung.

Die Rio-Presse hat sich zu der Idee, in S. Paulo eine Zentenarausstellung zu veranstalten, in zustimmendem Sinne geäußert, so die „Inprensa“, der „Correio da Manhã“, „Jornal do Commercio“, später auch „Gazeta de Noticias“ und „Paiz“. Es ist ja auch nichts Verwunderliches dabei. Die Jubiläumsausstellung soll ja kein bloßes „Lebenszeichen“ unseres Staates sein, sondern soll — abgesehen von der historischen Veranlassung — den Fortschritt Brasiliens zeigen. Es würde nicht uninteressant sein, auf der Ausstellung selbst diesen Fortschritt durch vergleichende Darstellungen — Wandmalereien, Skulpturen oder auch Modelle — recht augenscheinlich vorzuführen. Man könnte die primitive Stampfe (Monjollo) neben eine moderne Reis- oder Kaffeearbeitungsmaschine stellen, die Darstellung des Spinnens und Webens baumwollener Stoffe durch Sklavinnen in einer weiten Halle auf der „Fazenda“ neben die bildliche Wiedergabe einer modernen Spinnerei und Weberei mit ihren Zehntausenden von Spulen und Hunderten von Webstühlen — an reizvollen Zusammenstellungen würde es nicht fehlen, und unsere Künstler werden sie sich gewiß zunutze machen. Es wäre gar nicht so schwer, die Ausstellung auf diese Weise mit ihrer historischen Veranlassung mehr als durch den bloßen Namen „Jubiläums“- oder „Zentenarausstellung“ mit der Zeit der Unabhängigkeitserklärung in einen zum Nachdenken anregenden Zusammenhang zu bringen. Man darf freilich auch mit den historischen Beziehungen nicht aufdringlich und geschmacklos werden — doch das ist wohl nicht zu befürchten. Die Ausländer, die zweifellos in Scharen herbeiströmen werden, um die Feier mitanzusehen, oder besser, die die Gelegenheit, wo etwas Besonderes zu sehen ist, zu einer Reise nach Brasilien benutzen, werden sich freilich — von den Deutschen abgesehen — weniger für das interessieren, was vor 100

Jahren war, sondern für das, was Brasilien jetzt leistet, oder in zehn Jahren leisten wird. Für S. Paulo, die Stadt wie den Staat, wird die Ausstellung, wird sie anders so geschickt inszeniert, daß sie einen vollen Erfolg hat, von so großem und dauerndem Vorteil sein, daß die unvermeidlichen Nachteile dagegen verschwinden. Man sagt, eine große Ausstellung stelle die ganze Stadt auf den Kopf, verändere die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung im ungünstigen Sinne, verursache eine Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, die dann nach Schluß der Sache keinerlei Neigung zeige, wieder zurückzugehen, gewöhne die Arbeiter an außerordentlich hohe Löhne, wie sie bei Ausnahmegerlegenheiten, nicht aber für gewöhnlich gezahlt werden könnten, bringe neben den wünschenswerten fremden Gästen auch eine Menge durchaus nicht willkommenen fremden Gelichters ins Land usw. usw. Gewiß, daran ist viel Wahres. Die Fremden bringen nicht nur Geld, sondern auch Ansprüche und Gewohnheiten mit, die nicht immer empfehlenswert sind. Das Volk wird vieles lernen, was ihm besser verborgen geblieben wäre — aber so schlimm wird das gerade hier bei uns nicht sein. Schließlich ist S. Paulo kein Hinterwäldlerdorf, das durch den Besuch einer reisenden Zirkustruppe ausser Rand und Band gebracht wird, denn so sehen doch die Schwarzseher die Sache schließlich doch an. Die Bevölkerung wird auch Gelegenheit haben, vieles Gute zu lernen, und wird lernen, mit Fremden umzugehen. Bis jetzt wird der Fremde hier immer noch mehr oder weniger als der verdächtige Eindringling betrachtet, der dem „Brasilianer“ das Brot wegnehmen will mit seiner blödsinnigen Arbeitswut. Das wird sich ändern. Man wird mit Fremden in großer Zahl in Berührung kommen, wie man sie bisher nur in einzelnen Exemplaren kennen lernte, bestaunte und — unschmeichelte, mit Leuten, die kein Geld verdienen wollen, sondern im Gegenteil recht viel davon ausgeben. Gerade daß Einheimische aus dem ganzen großen Brasilien, auch aus dem Innern, wo es am düstersten ist, einmal wirklich modernes Leben, moderne Menschen und moderne Lebensweise kennen lernen, wird viel dazu beitragen, daß es Licht wird in den Köpfen, daß der nationale Dünkel, Patriotismus genannt, dem nationalen Bewußtsein, auch Patriotismus genannt, Platz macht. Das wäre schon ein unschätzbare Vorteil, wenn das Volk in den Fremden einen Maßstab seiner selbst erkennen wollte. Viel größer aber noch ist der Vorteil, der sich aus dem Fremdenzufluß ferner für das Land, speziell für S. Paulo ergeben wird. Es wird eine Vermehrung der Einwanderung eintreten, von der wir uns vielleicht im Voraus nur einen schwachen Begriff machen können, und zwar nicht nur von Tagelöhnern, besonders italienischen Tagelöhnern, die schließlich kein anderes Ziel kennen, als möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um dann wieder der alten Heimat zuzueilen. Nicht nur quantitativ, besonders auch qualitativ wird die Einwanderung zunehmen. Dieser Vorteil wird sich auch nicht auf den Staat S. Paulo beschränken, nein, auch die umliegenden Staaten, besonders die Südstaaten, würden ihren reichlichen Anteil davon haben. Die Besucher der Ausstellung werden, da sie doch einmal die weite Reise gemacht haben, Ausflüge per Eisenbahn — die Fahrt wird dann hoffentlich etwas weniger lebensgefährlich und unbequem geworden sein — nach den näheren und entfer-

teren Nachbarstaaten unternehmen, je nach Laune und Geldbeutel. Bis dahin wird ja wohl das Eisenbahnnetz so ausgebaut sein, daß man so ziemlich überallhin kommen kann. Wir hätten also neben dem sozusagen pädagogischen Werte der Ausstellung noch einen zweiten großen Vorteil: sie wird ein großartiges und als solches keinerlei Kosten verursachendes Propagandamittel für die Einwanderung sein. Bis jetzt gilt in Europa „Brasilien“ noch als ein rein tropisches Land, wo Kaffee wächst und Kakao, Kautschuk, Baumwolle, kurz „Kolonialwaren“. Brasilien ist selbst dem Gebildeten ein geographischer Begriff. Von der riesigen klimatischen etc. Verschiedenheit der Einzelstaaten macht man sich noch nicht den richtigen Begriff, wenn es auch in dieser Beziehung anfängt, besser zu werden. Wir lesen aber täglich selbst in angesehenen deutschen und anderen europäischen Zeitungen solch verdrehte Ansichten über Brasilien, daß wir uns oft nur wundern können. Ein Zustrom fremder Reisender ist von ganz großer Wirkung. Aber viele müssen es sein, die kommen, dann hat die Ausstellung ihren Zweck als weil nicht Propagandamittel voll erfüllt.

Warum muß nun die Ausstellung gerade in S. Paulo stattfinden und nicht in Rio? Die Bundeshauptstadt hat doch den Vorteil voraus, Seehafen zu sein — bis dahin würden die Kais ja wohl auch etwas weiter gediehen sein —, eine herrliche landschaftliche Umgebung zu besitzen usw. Das ist richtig, aber S. Paulo hat erstens einmal die historische Berechtigung. Hier wurde die Unabhängigkeit erklärt, und hier soll die Jubelfeier und die damit zusammenhängende Ausstellung stattfinden. Wir sind nämlich durchaus nicht der Meinung, daß die Jubelfeier nun etwa mit einer feierlichen Eröffnung der Ausstellung abgetan sein soll. Nein, die Ausstellung soll dabei nur Beiwerk, Nebensache sein. Ein großes Volk braucht keine Ausstellung, um seine Ehrentage würdig zu feiern.

Aber S. Paulo bietet auch andere Vorteile, unter denen das angenehmere Klima — für Europäer, Nordamerikaner etc. — nicht der geringste ist. Es wäre nicht schwer, außerdem die beiden Städte ihrem ganzen so grundverschiedenen Charakter nach zu vergleichen, auch dieser Vergleich würde nicht zu Ungunsten S. Paulos als Ausstellungsstadt ausfallen. Doch würde uns das aus dem Rahmen dieser anspruchslosen Betrachtungen herausführen, die, schnell entstanden und schnell niedergeschrieben, keineswegs eine auch nur nach einer Seite hin erschöpfende Darstellung geben wollen.

## Panamerika in der Praxis.

(Aus dem Berliner Tageblatt.)

Wer in Europa die dickleibigen Protokolle der verschiedenen panamerikanischen Kongresse liest, kann leicht zu dem Irrtum verleitet werden, Europa könnte von Panamerika etwas Gutes lernen: die Mittel und den Weg zur Einigung und brüderlichen Verständigung zu finden. Tatsächlich schlägt man hier, was den Neid des „alten Kontinents“ erwecken könnte, in der Theorie und in platonischen Beschlüssen neue Wege ein; in der Praxis aber wandelt leider Panamerika stramm und unverdrossen dem al-

ten Europa nach, und die amerikanische Diplomatie ist ebenso wie die europäische Meisterin in leeren Worten.

Was tatsächlich hinter dem Wort „Panamerika“ steckt, das ist nicht das Prinzip der Koordination der amerikanischen Republiken, sondern ihre Subordination unter Bruder Jonathan. Die Interessen der Vereinigten Staaten stehen oben, und sie protegieren die anderen Republiken nur, wenn sie dabei einen Gewinn erwarten, und daß der Gewinn nicht als ein moralischer, sondern immer als ein kommerzieller Erfolg gedacht ist, versteht sich von selbst. Diese Ueberordnung der nordamerikanischen Interessen ist gerade das Haupthindernis, warum der gute und moderne Gedanke des Panamerikanismus nicht in die Praxis übertragen werden kann, denn die Interessen Südamerikas gravitieren nicht nach den Vereinigten Staaten, sondern nach Europa, und so wird ein Zwiespalt geschaffen, der durch keine schönen Reden beseitigt werden kann. Wenn die Vereinigten Staaten als der stärkste Faktor der panamerikanischen Bewegung von dem ideellen Standpunkt ausgingen, von dem ihre Diplomaten sprechen, dann müßten sie die Kontinentalpolitik nicht mit Handelsverträgen belasten, die ihnen allein nützen.

Die panamerikanische Bewegung hat den Ausgangspunkt in der sogenannten Monroedoktrin, die im Laufe der Zeit wiederholt erweitert, ergänzt und umgeändert ist, so daß von dem ursprünglichen Sinn nichts mehr übrig geblieben ist. Die Doktrin verkündete die Solidarität des amerikanischen Kontinents in der Theorie. In der Praxis aber wurde sie nur da angewandt, wo diese Anwendung gerade den augenblicklichen Interessen der Macht entsprach, die sie aufgestellt hatte. Nur dann ergriff diese Macht bisher die Partei der Schwesterrepubliken, wenn sie selbst ein Interesse daran hatte. Daher empfahlen auch schon vor Jahrzehnten nordamerikanische Staatsmänner eine Umänderung der Monroelehre in dem Sinne, daß der ideale Standpunkt der ganzamerikanischen Solidarität hinter dem praktischeren des nordamerikanischen Nutzens zurücktreten sollte. Der Staatssekretär Ewatts sagte auf einem vom General Grant veranstalteten Bankett: „Ich würde eine Aenderung vorschlagen: „Amerika für die Nordamerikaner!“ Fangen wir mit unserem teuren Nachbar Mexiko an; nehmen wir ihn. Zentralamerika muß nachkommen und unseren Appetit anregen, bis dann auch Südamerika an die Reihe kommt. Auf der Karte sehen wir, daß Südamerika die Gestalt eines Schinkens hat. Warum sollte Uncle Sam ihn sich nicht zu Gemüte führen?“ Buchanan schrieb in seiner Botschaft vom 7. Januar 1857: „Es ist die Vorherbestimmung unserer Rasse, sich über das ganze Nordamerika auszudehnen, und nichts wird sie aufhalten können. Auch Zentralamerika wird bald eine amerikanische Bevölkerung haben, die für das Wohl der Eingeborenen arbeiten wird.“ Senator G. Brocon sagte im Jahre 1858: „Wir haben ein Interesse daran, Nicaragua zu besitzen. Wir müssen notwendigerweise von Zentralamerika Besitz ergreifen, was kümmern uns Verträge, wenn wir Zentralamerika nötig haben? Wir werden es schon zu nehmen wissen, und wenn Frankreich oder England intervenieren wollen, dann voran Monroedoktrin!“

Die Sprache der heutigen nordamerikanischen

Staatsmänner weicht ja von der ihrer robusteren Vorfahren (die angeführten Proben sind Eduardo Prados Buche „A Ilhusao Americana“ entnommen) ganz bedeutend ab. Aber es hatte schließlich einen ähnlichen Sinn, wenn Roosevelt im Jahre 1905 sagte: „Wir müssen es als unsere Pflicht betrachten, alle Kraft daran zu setzen, unsere Schwesterrepubliken, die dieser Hilfe bedürfen, zum Frieden und zur Ordnung zu führen“; das zeigt die neueste Geschichte Nicaraguas zur Genüge.

In der Mitte des vorigen Jahres und kurz vor dem Zusammentritt des letzten panamerikanischen Kongresses in Buenos Aires haben die Herren Roosevelt und Philander Knox eine neue Verbrüderungsdoktrin vom Stapel gelassen, u. das fluminenser „Jornal do Comercio“, das sehr gern die Geschäfte Nordamerikas besorgt, schrieb damals den Jubelruf nieder: „Allgemeiner Friede ist jetzt politische Doktrin und politisches Programm in Nordamerika.“ Auf dem letzten panamerikanischen Kongreß in Buenos Aires stellte dann die brasilianische Delegation den Antrag, die neue Formel gutzuheißen und ihr offiziell beizutreten, aber es blieb bei dem Antrag, und das einzige, was Nordamerika auf diesem Kongreß erreichte, war eine platonische Vertrauensadresse an die Herren Elihu Root und Philander Knox. Aber jedes Händebinden haben die spanischen Amerikaner, allen voran Argentinien, vermieden, und so wurde der Antrag Brasiliens schweigend abgelehnt. Dem imperialistisch gewordenen Nordamerika traut man noch weniger als dem Amerika Washingtons und wittert hinter jedem seiner Unternehmen, wenn noch so gute Reden es begleiten, einen Hintergedanken, der mit dem betonten Ideal keine Aehnlichkeit hat. Vor allen Dingen fürchtet man, daß Amerika die ihm zugestandene Führerrolle kommerziell und selbstverständlich nur zu seinen Gunsten ausnützen würde. Brasilien hat zum Beispiel seine Freundschaft mit Amerika immer mit zollpolitischen Zugeständnissen bezahlen müssen — und manelunal recht teuer. Gleich nach dem Sturze des Kaiserreiches gelang es den Nordamerikanern, einen Handelsvertrag durchzusetzen, in dem den Amerikanern, die sich zur zollfreien Zulassung brasilianischen Kaffees verpflichteten, ein Vorzugszoll zugestanden wurde. Unter den begünstigten Artikeln war auch amerikanisches Weizenmehl. Vordem war die Kaffeefuhr in Nordamerika auch schon zollfrei gewesen, also gaben die Yankees Brasilien eigentlich gar nichts, während Brasilien für sie die starke argentinische Konkurrenz lahmlegte. Argentinien ließ sich das natürlich nicht gefallen, und so mußte Brasilien seine Yankee-freundschaft mit einer Schmälerei seines Exporthandels nach Argentinien teuer bezahlen. Nach dem Ablauf dieses Vertrages kam ein anderer, der Nordamerika immer noch auf verschiedene Artikel eine Zollernäßigung von 20 Prozent zugestand. Dies brachte Brasilien selbstverständlich wieder zollpolitische Differenzen mit anderen Ländern, aber keine Profite.

Nordamerika erwirkte sogar unter der Drohung, den brasilianischen Kaffee mit Zoll zu belegen, die Zulassung seines Schmalzes auf dem brasilianischen Markt — für den Kaffee tut Brasilien bekanntlich alles. Nun hat aber Brasilien in seinen südlichen Kolonien selbst eine blühende Schmalzindustrie, der durch die Zulassung des amerikanischen Produkts eine starke Konkurrenz geschaffen wurde. Die hei-

mische Schmalzindustrie stand unter der schärfsten hygienischen Kontrolle, nur ganz reines Produkt wurde zugelassen; den Amerikanern gegenüber waren die brasilianischen Analysenämter machtlos, weil sie unter dem Schutze der Diplomatie standen. Nun verliert aber das reine Schmalz in der Tropenhitze seine feste Gestalt, während das mit chemischen Zusätzen präparierte der Hitze standhält und immer fest bleibt. So kam es, daß das brasilianische reine Schmalz, das in Rio de Janeiro wie flüssiges Oel auf den Markt kam, im Kleinverkauf keine Abnehmer fand, während das feste nordamerikanische gern gekauft wurde. Brasilien reklamierte und drohte mit Einfuhrverbot; Amerika erwiderte mit der Androhung eines Kaffeezollens, und so mußte Brasilien eben auch die chemische Zubereitung — eigentlich Fälschung — des heimischen Schmalzes zulassen, um ihm die Marktfähigkeit zu garantieren. Voriges Jahr wurde Nordamerika auch auf den Zement ein Vorzugszoll gewährt und somit dem viel besseren deutschen respektive europäischen Artikel die Konkurrenz erschwert, was wieder selbstverständlich auf die Handelsbeziehungen zu Europa störend einwirkt und die europäische Aufnahmefreudigkeit für brasilianische Artikel um ein Bedeutendes herabsetzt. Das ist der Panamerikanismus in der praktischen Verwertung.

Es ist selbstverständlich, daß Brasilien, das fast die Größe der Union hat und an Naturreichtümern die meisten Länder der Welt übertrifft, wie ganz Südamerika mit den Vereinigten Staaten manches gemeinsame Interesse hat. Neben diesem Interesse bestehen aber die kolossalen Handelsinteressen, die es mit Europa verbinden. Darum kann der neue Panamerikanismus, dessen eigentliches „friedliches“ Ziel ein einseitiger Zusammenschluß der amerikanischen Republiken zu kommerzieller Begünstigung Nordamerikas ist, für die Südstaaten weder in praktischer noch idealer Beziehung ein erstrebenswertes Ziel sein; er wird trotz seiner schönen Aufputzung durch die Herren Roosevelt, Joaquim Nabuco und Domicio da Gama als unbrauchbar und schädlich erkannt. Amerika kauft zwar den größten Teil des brasilianischen Kaffees. Aber Europa kauft Argentinischen Weizen und Wolle, den uruguayischen Fleischextrakt, den chilenischen Salpeter. Und auch Brasilien ist durch die Abnahme des Kaffees allein nicht gedient. Der Kaffee ist nur oberflächlich betrachtet das erste Element der Volkswirtschaft Brasiliens. Ein Land, das erst mit 400 Millionen Einwohnern eine normale Bevölkerungsdichtigkeit erlangen würde und das heute nur von 22 Millionen bevölkert ist, muß in erster Reihe danach trachten, seine Bevölkerungsdichtigkeit zu erhöhen. Darin ist das wichtigste nationale Problem zu erblicken; Einwanderer kann aber Nordamerika Brasilien nicht geben, und so muß das letztere trachten, mit Europa, von wo es allein die notwendigen Arme erwarten darf, auf gutem Fuß zu stehen.

Man ist hier so ehrlich friedensfreundlich wie im Norden — und man rüstet ja auch nicht stärker zu Wasser und zu Lande als die Yankees auch. Aber man will eben darum nicht einsehen, daß sie auf der südlichen Hälfte des Kontinents eine besondere Friedensmission zu erfüllen hätten. Man fühlt zu deutlich die Absicht heraus, dem eigenen Wirtschaftsinteresse zu dienen und zwar in grandiosestem Maßstab. Man schmälert den Amerikanern, die auf ihre Art Kuba, die Philippinen und Panama befreien,



den Ruhm der Völkerbeglucker nicht, aber man hält ihnen gegenüber an der notwendigen Vorsicht und Reserve fest. Man vergißt bei einer Verhandlung mit dem großen Bruder, auch wenn nur von einem idealen Bündnis die Rede ist, keinen Augenblick, daß man mit einem smarten Geschäftsmann zu tun hat, dem tüchtigsten der Welt. Das Ziel, nach dem man hier strebt, ist: daß Nordamerika endgültig einsieht, daß es nicht zum Herrschen und Gebieten berufen ist, sondern nur zur Mitarbeit an der Größe und Prosperität Gesamtamerikas, und zu dieser Einsicht wird es sich nur dann bekehren, wenn Südamerika sich so eng, als es sein Interesse erfordert, an Europa anschließt. Dann kann es dem Bruder Jonathan sagen: Wir brauchen dich nicht mehr als du uns.

## Der Elbtunnel.

Das großartige Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst, der die Elbufer zwischen St. Pauli und Steinwärder verbindende Unterwasserweg wird innerhalb kurzer Frist dem Verkehr übergeben. Eine Riesenarbeit geht ihrem glücklichen Ende entgegen.

Die Frage einer besseren Verbindung der Stadt mit dem südlichen Elbufer war bereits mehrfach Gegenstand eingehender Erwägungen der Behörden und der Bürgerschaft. Bereits in den achtziger Jahren lag ein Plan vor, eine Tunnelverbindung zwischen dem Großen Grasbrook und der Veddel herzustellen. Es tauchte damals bei den Verhandlungen über eine Verbesserung des Fährbetriebes auf. Dann kam ein zweiter Plan in Verbindung mit einem vom Wasserbauinspektor Buchheister bearbeiteten Plan vom Ingenieur Vering im Jahre 1888 in Betracht. Es sah ein ganzes Tunnel-system vor, das aber nicht weniger als 23 Millionen Mark kosten sollte und gerade deswegen scheiterte. Man verbesserte den Fährbetrieb, der dann genügte. Im Verlaufe der Jahre stellte es sich trotz dem an sich guten Fährbetrieb aber heraus, daß bei den gesteigerten Ansprüchen die Witterungsverhältnisse lähmend auf den regelmäßigen Verkehr einwirkten. Auch der im Winter sich einstellende Eisgang bewirkte unliebsame Störungen, die im Interesse der Arbeiterbeförderung umgangen werden mußten. Waren viele Mängel bei der Beförderung von Personen schon empfindlich fühlbar, so wurden sie bei Eröffnung der Kuhwärderhäfen für den Wagenverkehr erst recht bemerkbar. Er hatte von der inneren Stadt den neun Kilometer langen Umweg über die Elbbrücke zu nehmen, der entschieden abgekürzt werden mußte. Es mußte eine Verbindung geschaffen werden, die schneller und kürzer, sowie unabhängig von den unberechenbaren Witterungsverhältnissen war.

Welche Verbindungsart sollte nun gewählt werden: Hochbrücke oder Schwebebrücke, Wagenfähre oder Tunnel? Man entschied sich nach langen Beratungen und eingehenden Studien schließlich für den Tunnel, und zwar seiner erheblichen geringeren Kosten wegen für einen Aufzugstunnel im Gegensatz zu einem Rampentunnel, der etwa zehn Millionen Mark mehr gekostet hätte. Die Arbeiten begannen unter Leitung des Baurats Wendemuth, der eigentlich als der Vater des ganzen schwierigen Baues angesehen werden muß, im Jahre 1900, und verdichteten sich im Jahre 1904 zu einem Antrage des Senats an die Bürgerschaft. Der Senat forderte am 18. April für den Bau eines Tunnels zur Verbindung von St. Pauli mit Steinwärder eine Summe von 8.200.000 Mark. Der Plan fand aber, da er den zukünftigen Verkehrsbedürfnissen nicht genügend erschien, nicht die Billigung der Bürgerschaft, die sich zwar im Prinzip für den Bau eines Tunnels erklärte, aber eine Kommission einsetzte, um den Plan zu erweitern. Die Vorarbeiten wurden im Jahre 1906 beendet und am 11. Mai erstattete der Ausschuß einen Bericht, der den Bau eines Tunnels vorschlug, der zwar etwas mehr kostete, aber der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse mehr Rechnung trug. Der Senat stimmte dem Ausschusse der Bürgerschaft zu und am 7. November 1906 wurden für den endgültig festgelegten Tunnelbau 10.720.000 Mark durch die Bürgerschaft bewilligt.

Der Tunnel soll das linkselbische Hafengebiet, besonders zwischen Reiherstieg und Köhlbrand, mit der inneren Stadt verbinden und ist bestimmt für den Verkehr mit Personen und Fuhrwerken, nicht aber für die Straßenbahn. Auf der rechten Uferseite am Westende der St. Pauli-Landungsbrücken befindet sich der Einfahrtsschacht und auf der Steinwärder Seite mündet der Tunnel bei der Badeanstalt. Durch ihn wird der Weg zwischen Rathausmarkt und Kuhwärder um 4200 Meter abgekürzt. Er besteht aus zwei Tunnelrohren, von denen jede in einer Richtung benutzt werden soll. Die auf beiden Ufern abgeteuften Schächte sind in ihrer Mittelachse 448,5 Meter entfernt. In den Schächten sind je sechs Aufzüge eingebaut, von denen zwei für den Transport großer Wagen, zwei für kleinere Wagen und zwei für die Beförderung von Personen bestimmt sind. Außerdem hat jeder Schacht doppelte Treppen erhalten. In jedem Tunnelrohr sind eine einspurige Fahrbahn und an den beiden Seiten erhöhte Fußwege eingebaut worden. Der Durchmesser der Schächte beträgt im Lichten 22 Meter. Die Gesamttiefe 28 Meter bei einer Hubhöhe der Fahrstühle von 23,5 Metern. Die verlegten Tunnelröhren haben einen Außendurchmesser von 6,06 Meter bei einer lichten inneren Weite von 4,70 Meter. Die über dem Scheitel der Röhren lagernde Elbsohle hat eine Mächtigkeit von fünf bis sechs Metern, so daß eine Beschädigung durch Anker und festgeratene Fahrzeuge nicht möglich ist. Die Wassertiefe oberhalb des Tunnels beträgt bei Hochwasser 10,11.

Am 27. März 1907 wurde der Bau des Tunnels der Bau-firma Ph. Holzmann u. Co., Frankfurt a. M., für die geforderte Bausumme von 9,8 Millionen Mark übertragen. Im Mai 1907 begannen die Bohrungen in der Tunneltrace, die die nötigen Aufschlüsse über die Bodenverhältnisse brachten. Am 22. Juli 1907 wurde auf der Steinwärder Seite der erste Spatenstich getan. Man begann mit der Ausgrabung des Schachtes, von dem aus der Vortrieb unter der Elbe ausgeführt wurde. Der Schacht wurde zunächst offen ausgegraben, dann aber, als die Grundwassergrenze erreicht wurde, ein aus Eisen und Eisenbeton bestehender Senkkasten nach Art einer Taucherglocke von 26 Meter Durchmesser und 10 Meter Höhe montiert, dessen Wände nach oben als Schachtwände zugleich mit der Versenkung des Kastens verlängert wurden. Innerhalb des Senkkastens wurde unter Anwendung von Druckluft der Schacht bis auf seine geplante Tiefe abgeteuft. Am 2. September erreichte der Schacht seine endgültige Tiefe, er hatte das kolossale Gewicht von 13 Millionen Kilogramm. Im Anschluß hieran wurde die Schachtsohle abgedichtet und mit der Installation der Vortriebsmontagen begonnen.

Der Tunnelvortrieb begann zuerst mit dem Osttunnel am 23. Januar 1909. Er geschah unter Anwendung der Preßluft, um das andrängende Wasser zurückzuhalten. Zum Vortrieb verwandte man für jedes Tunnelrohr ein mächtiges Brustschild, um das Nachstürzen des Erdreichs und den Durchbruch des Wassers in den im Bau befindlichen Tunnel zu verhindern. Jedes Schild bildete eine komplizierte Maschinerie für sich und besaß das große Gewicht von 150 Tonnen. Der Vortrieb selbst machte den schwierigsten Teil

Der Tunnelvortrieb begann zuerst mit dem Osttunnel am 23. Januar 1909. Er geschah unter Anwendung der Preßluft, um das andrängende Wasser zurückzuhalten. Zum Vortrieb verwandte man für jedes Tunnelrohr ein mächtiges Brustschild, um das Nachstürzen des Erdreichs und den Durchbruch des Wassers in den im Bau befindlichen Tunnel zu verhindern. Jedes Schild bildete eine komplizierte Maschinerie für sich und besaß das große Gewicht von 150 Tonnen. Der Vortrieb selbst machte den schwierigsten Teil



der ganzen Ausführung aus, er war gerade wegen der Durchlässigkeit des zu durchfahrenden Bodens außerordentlich gefährlich. Wenn während der Arbeiten keine erheblichen Unfälle vorgekommen sind, so ist dies in der Hauptsache der vorzüglichen Bauleitung zu verdanken, die gerade hierbei keine Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen hat. Immerhin konnte ein am 24. Juni 1909 in dem Osttunnel geschehener Durchbruch nicht vermieden werden. Er hatte aber nur eine kurze Betriebsstörung zur Folge. Gefährlicher für die Ingenieure und Arbeiter gestalteten sich zwei Brände innerhalb des unter Preßluft befindlichen Vortriebes wegen der sich hierbei entwickelnden großen Rauchmengen. Nur durch schleunigste Flucht konnten die Leute sich retten. Einige Ingenieure mit Rauehelmen konnten aber unter großen Gefahren und Anstrengungen das Feuer bald wieder löschen. Am 26. Februar 1910 erreichte der Vortrieb im Osttunnel die Schachtwandung bei St. Pauli, während der inzwischen in Angriff genommene Westtunnel das feste Erdreich auf der rechten Stromseite erreicht hatte. Bei ihm war man am Tage des am 29. März 1910 geschehenen offiziellen Durchstiehes des Osttunnels nur noch fünfzehn Meter von der Wandung des St. Pauli-Schachtes entfernt, sein Durchstich geschah am 1. Mai desselben Jahres.

Der Schachtbau auf der St. Pauli-Seite wurde in offener Aufgrabung am 2. Juni 1908 begonnen. Hier wurde ein den Schacht umfassender Betonfangedamm bis auf die Oberfläche des festen Tones niedergebrought, der den Andrang des Grundwassers abhalten sollte. Innerhalb dieses Dammes wurde dann der Schacht ausgehoben, der am 30. November 1909 im Rohbau fertig wurde. Die beiden Tunnelrohre haben eine Umkleidung, die hier zum ersten Male nach einem Vorschlag der Firma Ph. Holzmann u. Co. nicht aus umgürteten Platten, sondern aus gebogenem Profileisen besteht. Es sind hierzu 5000 Tonnen dieses Profileisens erforderlich gewesen. Die Rohre stellen gewissermaßen zwei festvernietete Dampfkessel dar. Im Innern wurden die Profileisen ausbetoniert. Die Fahrbahn hat eine Spurweite von 1.82 Meter, beiderseits schließen sich ihr die 1.25 Meter breiten Fußwege an. Die Seitenwände sind senkrecht angeordnet, wodurch das Innere des Tunnels freundlicher und höher erscheint. Die Wände sind mit Porzellanplatten ausgelegt. Die Beleuchtung ist reichlich durch elektrische Glühlampen. Unterhalb der Fahrbahn liegen die verschiedenen elektrischen Kabel und die Wasserleitung.

Die Fahrschächte haben einen lichten Durchmesser von 22 Metern. In ihnen laufen je sechs Aufzüge, von denen die mittleren vier für Wagen, die äußeren zwei für Personen bestimmt sind. Jeder Aufzug soll in einer Richtung benutzt werden, um Kreuzungen des Verkehrs zu vermeiden. Die Geschwindigkeit der fast fertigen Aufzüge wird verschieden sein, je nach ihrer Tragfähigkeit. Am schnellsten werden die Personenaufzüge laufen.

Das Fahren mit Begleiter wird im Anfang notwendig sein, besonders zur Personenbeförderung. Nach Gewöhnung des Publikums und besonders für den Wagenverkehr wird man wohl auf Begleitung verzichten können, wie auch die Aufzüge des Glasgower Tunnels sehr gut ohne Begleiter auskommen. Um dieses auch hier zu ermöglichen, ist eine zweite vom Standpunkte des den Verkehr regelnden Wärters zu bedienende Steuerung vorgesehen. Der Wärter wird nur einen Hebel umzulegen haben, alles weitere, das Ein- und Ausshalten der verschiedenen Geschwindigkeitsstufen, sowie das Anhalten am Ende der Fahrt besorgt der Aufzug automatisch. Es wird dadurch an Zeit gewinnen, an Personal gespart. Für den Notfall, daß aus irgend einem Grunde ein Aufzug unterwegs stehen bleibt, sind an je zwei benachbarten Aufzügen kleine Balkone angeordnet, mit deren Hilfe Personen in den benachbarten in gleicher Höhe zu fahrenden

Aufzug übertreten können. Für den Fall, daß sämtliche Aufzüge gleichzeitig außer Betrieb kommen, sind in jedem Schacht doppelte Nottreppen in leichter Eisenkonstruktion angebracht, deren Benutzung dem Publikum freigestellt ist, wahrscheinlich aber, weil sie 141 Stufen zählen, im regelmäßigen Betrieb sehr wenig benutzt werden; für einen Massenverkehr sind sie ohnehin wegen ihrer auf 1.40 Meter festgesetzten Breite nicht geeignet.

Sämtliche für die Bewegung der Aufzüge erforderlichen Motore, Winden und Hilfsmaschinen sind in einer im ersten Stock der Einfahrshalle liegenden Maschinenhalle vereinigt, wo sie mit dem geringsten Aufwand an Personal bedient und beaufsichtigt werden können. Die Fahrkörbe sind bis zur Höhe von 2.2 Meter mit Holz, darüber mit weitmaschigen Drahtnetzen verkleidet worden. Auch die Decke wird aus Drahtnetzen bestehen, um Sicherheit gegen herabfallende Gegenstände zu gewähren.

Von der Größe des Einfahrtschachtes erhält man eine Vorstellung, wenn man das Bismarckdenkmal in gleicher Höhe der Fundamentsohle hineinzieht. Der ganze Soekel des Denkmals liegt dann innerhalb des Schachtes und die Bismarckstatue ragt gerade mit ihren Schultern aus der Erde hervor.

Die Wandbekleidung der Schächte besteht aus ockergelbem Kachelbelag. Die Lichtverhältnisse innerhalb der Schächte sind ausgezeichnet, sie lassen sowohl bei Tage als auch in der Nacht nichts zu wünschen übrig.

Die Einsteighalle auf St. Pauli stellt einen Monumentalbau dar, der von dem Architekten Wöhlecke entworfen, sich der langen Fluehtlinie des Empfangsgebäudes der St. Pauli-Landungsbrücken symmetrisch anschließt und dem Westflügel der Gebäudeflueht einen Abschluß gibt. Der Hallenbau, der vom Sockelfundament bis zur oberen Rundung der Kuppel eine Höhe von 23 Metern besitzt, hat einen Basaltsoekel erhalten, auf dem sich der obere Hallenbau in einfacher, aber vornehm wirkender Architektur aus Muschelkalk abhebt. Die Grundrißform der Halle ist der auf Steinwärderr errichteten völlig gleich. Die Einfahrt zeigt eine Säulenhalle, deren Giebel wieder das Hamburger Wapen trägt. Die beiden Seitenfronten tragen den gleichen figuralen Schmuck wie die der Steinwärderrhalle. Das ganze wird überwölbt von einer mächtigen Kuppel, die ebenfalls mit Kupfer gedeckt ist.

## Unsere Wälder.

Von Dr. Gabriel Piza.

Unser Gesandter in Paris hat an den Landwirtschaftsminister einen Brief über die Waldverwüstung und den Waldschutz gerichtet, den der Minister seiner zutreffenden Bemerkungen wegen der Öffentlichkeit übergeben hat. Herr Gabriel Piza schreibt:

Paris, den 4. Mai 1911.

Herr Minister! Als ich nach elfjähriger Abwesenheit zum ersten Male in diesem Jahrhundert vom Oktober 1910 bis zum Februar d. J. Brasilien besuchte, wurde die große Freude, mein geliebtes Land wiederzusehen, wesentlich beeinträchtigt durch den schmerzlichen Eindruck, es während vier Sommermonaten fast ohne Regen zu sehen. Von Jugend auf an die reichlichen Regenfälle gewöhnt, die S. Paulo von November bis März zu haben pflegte, wurde ich tiefbewegt, als ich nun beobachten mußte, wie die Sonne fast ununterbrochen unsere Lände-

reien während der langen Sommermonate verbrannte und wie eine Trockenheit herrschte, die nach dem mündlichen und schriftlichen Zeugnis vieler Landsleute seit einigen Jahren bei uns häufig geworden ist. Obwohl mir die Autorität fehlte, habe ich doch unsere zahlreichen Freunde in S. Paulo auf die schweren Gefahren aufmerksam gemacht, die diesen begnadeten und viele andere Teile Brasiliens bedrohen, wenn wir fortfahren, in völliger Gedankenlosigkeit unsere herrlichen Wälder zu verwüsten. Vor einigen Jahren bereiste ich einige Teile Kleinasiens, Afrikas und Griechenlands und hatte dabei Gelegenheit, zu sehen, wie besonders in Nubien große Strecken einst reichen und fruchtbaren Landes zu unbewohnbarer Wüste geworden waren, weil die unbedachtsame Waldverwüstung sie ihrer Wälder beraubt hat. Die persönliche Erfahrung, die ich auf dieser Orientreise gewann, führte mir die traurige Zukunft vor Augen, die unser Land in klimatischer Hinsicht erwartet, wenn wir fortfahren, den Wald zu fällen, ohne von neuem Bäume zu pflanzen. Der tiefe Eindruck, den Reisen ins Innere des Staates in dieser Hinsicht auf mich machten, wurde noch verstärkt, als ich aufmerksam die Worte las, die José Bonifacio de Andrade e Silva 1823 über diesen Gegenstand geschrieben hat.

Der Patriarch unserer Unabhängigkeit, der ein großes Talent mit ausgebreiteten Kenntnissen und einem glühenden Patriotismus verband, studierte gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den skandinavischen Ländern und in Norddeutschland eingehend die Waldfrage und wurde, nach den Worten Labino Coelhos, ein vollendeter Forstwirt. Als er nach langen Jahren der Abwesenheit nach S. Paulo zurückkehrte, schrieb er in seiner Denkschrift über die Sklaverei in Brasilien, daß „unsere Wälder mit ihren kostbaren Bau- und Nutzhölzern unter der mörderischen Axt des Negers und durch die verzehrenden Flammen der Unwissenheit dahinsinken. Die Gipfel unserer Gebirge, die beständige Quelle von Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit für die tiefergelegenen Ländereien, sind kahl geworden und werden in den glühenden Sommern unseres Klimas ausgedörrt. Wir müssen als heiliges Erbe für unsere Nachkommen die alten Urwälder hüten, die durch ihre Unerneßlichkeit unser schönes Land charakterisierten. Die Natur tat alles, um uns zu begünstigen. Wir aber haben wenig oder nichts für die Natur getan. Unser Land ist unbevölkert, unsere kostbaren Wälder verschwinden unter dem Feuer und der Axt der Unwissenheit und des Egoismus. Unsere Berge und Hänge werden Tag für Tag kahler, und mit der Zeit werden die befruchtenden Regen ausbleiben, die die Vegetation fördern und unsere Quellen und Flüsse nähren. In weniger als 2 Jahrhunderten wird auf diese Weise unser herrliches Brasilien in eine trockene lybische Wüste verwandelt werden. Das wird der Tag sein, an dem die beleidigte Natur Rache nimmt für alle unsere Fehler.“

Die Worte José Bonifacios scheinen mir prophetisch zu sein, denn in nicht ganz 90 Jahren hat unser Klima große Veränderungen erlitten, von S. Paulo bis Ceara. Einige unserer Flüsse haben schon an Wasserreichtum abgenommen, und viele Bäche sind verschwunden. Am Schluß seiner Denkschrift von 1823 sagt unser berühmter Landsmann, daß wir genug geschlafen hätten und daß es Zeit sei, aus dem schweren Schlummer der Jahrhunderte aufzu-

wachen. Das Problem, das unserem größten Staatsmanne so bedenklich erschien, ist inzwischen noch schwieriger geworden und fordert eine Lösung, die die Weisheit unserer Regierenden finden wird. Alle Meister der Staatskunst lehren, daß man nicht zerstören darf, ohne wiederaufzubauen. Die Verwüstung unserer Wälder war ein Werk der Unwissenheit und der Gedankenlosigkeit. Die Wiederaufforstung wenigstens eines Teiles wird das Ergebnis der Arbeit wissenschaftlich klarblickender und von Vaterlandsliebe beseelter Männer sein. Natürlich können wir nicht in wenigen Jahren wieder gutmachen, was Jahrhunderte zerstört haben. Aber wir können alsbald ernstlich über die Frage nachdenken und entschlossen handeln.

In einem Aufsatz über Pflanzungen der Franzosen in Tunis fand ich das Problem und seine normale Lösung erörtert, die seit 19 Jahrhunderten durch das praktische Talent der Römer gefunden ist und die jetzt durch die wissenschaftliche Intelligenz der Franzosen von neuem bestätigt wird. Die Franzosen vollbringen gegenwärtig in Nordafrika eine bewundernswerte Umwandlung, die Gegenden wieder zum Leben erweckt, die seit hunderten von Jahren wüst lagen. Der Geschichtsschreiber Sallust, der im Jahre 45 vor Christus in Afrika Krieg führte, hat in der Erzählung seines Marsches nach dem Innern von Numidien, wo er Prokonsul war, eine Beschreibung des Zustandes des Landes im Augenblicke der römischen Eroberung hinterlassen. Es war damals eine furchtbare Wüste, in der nur einige wenige Nomaden schweiften, und ist es auch heute. Aber zwischen dem Eindringen der Römer und der Gegenwart liegt eine Periode großer Blüte, von der noch heute unzählige und beredte Spuren Zeugnis ablegen. Alle 20 Kilometer trifft man die Ruinen einer ehemals blühenden Stadt, und fast bei jedem Kilometer die Ruinen von Dörfern oder Landgütern. Das Land war also sehr volkreich. Der Grund dieser Blüte liegt darin, daß die Römer diesen Teil Nordafrikas in einen ungeheuren Olivenwald verwandelten. Etwa 7 Jahrhunderte später eroberten die Araber das Land, verwüsteten seine Wälder und führten die Wüste zurück, die noch heute dauert. Das Land, das zu Sallust Zeiten ausgedörrt war, wurde also unter der erfolgreichen und durch ihren praktischen Geist hervorragenden römischen Verwaltung ackerbauend und volkreich und sank nach dem Dahinbrausen der arabischen Vernichtung wieder in den Zustand der Wüste zurück. Jetzt pflanzen die Franzosen den alten Olivenwald wieder, was für Mittel- und Südtunis schon jetzt eine wahre Auferstehung bedeutet. Den Reisenden zeigt man von der Höhe der Hügel die langen Reihen der Olivenbäume, die am Horizont verschwinden und 70 Quadratkilometer bedecken. Diese außerordentliche Arbeit auf dem Gebiete der Wiederaufforstung ist nicht nur eine Ehre für die französischen Staatsmänner, sondern auch ein heilsames Beispiel für unsere Landsleute.

In der Absicht, nach meinen schwachen Kräften zu diesem nützlichen Werke beizutragen, wage ich die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken. Jede wirksame Maßnahme, die Sie auf diesem Gebiete treffen, wird Ihren Namen als den eines Wohltäters des Vaterlandes verewigen.“

Wir begrüßen diesen Brief des verdienten Diplo-



Malen anfrichtig und freuen uns, in unserem Kampfe für Waldschutz und Wiederaufforstung einen so einflußreichen Bundesgenossen mehr zu haben.

## Ueberseeische Postnachrichten

— Zum ersten Male seit Alexander dem Großen wird im kommenden Winter ein weißer Kaiser den Fuß auf sein asiatisches Reich setzen. Der König von England und Kaiser von Indien schifft sich, die Königin an der Seite, am 14. November nach dem Osten ein. Nach den bisher feststehenden Verfügungen wird die Reise über Dover, Calais und den Simplonpaß nach Genua gehen, von dort auf einem von der Admiralität gecharterten Dampfer nach Bombay. Am 2. Dezember ist Ankunft auf indischem Boden. Nach kurzem Aufenthalt wird in einem Sonderzug die Reise nach Delhi fortgesetzt. Dort soll das große Krönungsdurbar gehalten werden, nach dem der König zu Jagden nach Nepal, die Königin nach Süden zu Besuchen und Besichtigungen reisen wird. Am 30. Dezember ist Ankunft in Kalkutta, am ersten Tag des neuen Jahres Truppschau. Und nach einer Reihe von Festlichkeiten die Abfahrt. — Trockene, bildlose Fakten für den, dessen Auge den Osten und die Wunder indischer Welt nie geschaut, Versprechungen unerhörter, märchenhafter und aus dem Grabe lang verklungener Größe heraufgeholt. Schaugepräge für den, der in das Heut und Einst von Indien zu blicken so glücklich war . . . Delhi, die Königin . . . Vor noch nicht vielen Jahren hat an ihren Toren der prachtliebende Lord Curzon als Vizekönig sein Durbar gehalten, seine Fürstenschau. Die ganze Ebene zwischen der Stadt mit ihren ungeheuren Bastionen und Gräben, ihrem unerhörten heissen, menschenerfüllten Leben und dem langgestreckten niederen Hügelrücken mit seinen blutigen Erinnerungen aus dem Aufstandsjahr 1857 war damals bedeckt von einer unabhäbigen Schar von Zelten, großen und kleinen, prunkenden und anspruchslosen. Da lagerten die Maharadjas in ihren von Juwelen triefenden Gewändern und Mützen, zerrten in den Lagergassen die mit Brokaten und edlen Steinen übersäten Staatselanten für die Herrscher und das Gefolge an den Ketten, ritten die hochgewachsenen, schlanken englischen Offiziere in ihren roten Röcken. Unter rauschenden Spielen, Elefantenkämpfen, Truppenrevuen wurde dem neuen König Englands und Kaiser von Indien die Huldigung gebracht. Nun kommt er selbst, und aus dem ganzen Erdteil Indien mit seinen 315 Millionen Menschen und seine Hunderten von Königen und Fürsten werden zu dem nie gesehenen Anblick die Edlen strömen. Für ein Häuschen in der Lagergrenze werden seit Monaten wahnwitzige Mietspreise gezahlt. Ein Taumel hat die braunen Könige erfaßt, sich an Glanz zu übertreffen und würdig von ihrem Reichtum Zeugnis abzulegen vor dem weißen Kaiser aus der Insel im Nebel . . . Delhi, die Königin, hat allein die Stätte des Durbars sein können. Alle Herrscher Indiens haben um ihren Besitz gekämpft, endlose Jahrhunderte lang stand sie als Siegel für den Kaiserthron gegen den Norden. Von den fernen Bergen sind zu ihrer blassen Marmorpracht die Barbaren niedergestiegen, zu immer neuen Malen. Im Mahabharata schon wird davon erzählt. Der Tradition zufolge gründeten dort arische Einwanderer eine Stadt, die sie Indraprastha nannten. Dann erschienen die Mohammedaner auf dem Plan und zerstörten das Reich der Hindu. Nur eine inschriftbedeckte eiserne Säule ist von dem geblieben. Der Gründer des neuen Kaiserreiches, Polarstern des Glaubens genannt, war vordem ein türkischer Sklave. Sein Siegeszeichen steht noch ungebroschen, der ungeheure Turm des Kutab Minar, mehr als 238 Fuß hoch. Auch er und sein Geschlecht schwanden dahin. Timur, der Lahme, kam und eroberte die Stadt. Unter seinen

Nachfolgern, den Mogulen, erhob sie sich zu vorher unerhörtem Glanz. Baber, der Löwe, gründete sich nach vielen Versuchen in Hindustan ein Kaiserreich. Wie ein Abenteurerbuch mutet seine und seiner Nachkommen Geschichte an. Schah Jahan, der Strahlende, verlegte die Residenz, die vordem eine Zeit in Agra gewesen war, wieder nach Delhi zurück. Er ist der rechte Grundsteinleger der Schönheit dieser Stadt. Nach dem Niedergang der Mogule kam von den Bergen Nadir Schah, der persische Glückssoldat. Mit ihm eine furchtbare Zeit für Delhi, Plünderung, Brand und Mord. Als er zurück nach Norden zog, ging mit ihm der Thronstein der Mogule, der Kohinoor, nebst Schätzen im Werte von einer Milliarde Mark. Bald kam neue Razzia: Ahmed Schah Durani, der Afghane. Und wieder bald eine andere, diesmal vom Süden, um 1789: der Muhratte Mahadaji Sindhia. Der letzte Eroberer war der Engländer, 1803. General Lake schlug den Masrattengeneral Louis Bourquin, einen Franzosen, aufs Haupt. Der letzte Mongulherrscher, lag schon unter englischer Agide, hat bis zum Jahr des großen Aufstandes 1857 in Delhi residiert. Um den Besitz der Stadt sind in diesem blutigen Jahr viele Hunderte und Tausende von Engländern gefallen. Erst mit ihrer Erstürmung fiel auch die letzte Hoffnung der Empörer. „Wer Delhi besitzt, besitzt Indien,“ sagt ein uraltes Wort. Darum auch wird die Huldigung im nächsten Jahr, die zu Delhi geschieht, für Indien und England doppelt ein Symbol.

— Wie die Prager „Bohemia“ berichtet, hat in der bayrischen Ortschaft Deggendorf der Besitzer des Konzertsaaes, Schwarzmann, anlässlich des Jahrmarktes, der jetzt im Dorf abgehalten wird, Kellnerinnen verpflichtet, die den vielumstrittenen Hosenrock bei Ausübung ihres Dienstes tragen. Der findige Wirt macht glänzende Geschäfte, und das Publikum, biedere Leute vom Lande, begnügt sich damit, das modernste Damenkleidungsstück mit großer Heiterkeit zu betrachten. Sie sehen sich nicht veranlaßt, Lärmszenen zu veranstalten. — Man sieht, Bauern können mitunter — urbaner sein, als Städter.

— Zur Frage der Hebung des Fremdenverkehrs in Berlin wird geschrieben: 17,7 Prozent beträgt der Anteil der Ausländer am Berliner Fremdenverkehr. Hieraus ist zu erkennen, wie wenig fördernd für die Hebung des internationalen Verkehrs die bisher getroffenen Maßnahmen gewesen sind. Nach Reginalds Harris Berechnungen besuchten ungefähr 200.000 amerikanische Vergnügungsreisende Europa im Jahre 1910, nach der Schätzung einer der größten Dampfschiffahrtsgesellschaften betragen die Ausgaben eines jeden dieser Reisenden im Durchschnitt 4000 Mark. Demzufolge belief sich der von den amerikanischen Vergnügungsreisenden im vergangenen Jahre allein ausgegebene Gesamtbetrag auf etwa 800 Millionen Mark. — Pariser Schneider nahmen im vergangenen Jahre 32 Millionen Mark von amerikanischen Vergnügungsreisenden ein, Wäschefirmen 6 Millionen Mark, Antiquitätenhändler und Luxuswarengeschäfte 8 Millionen Mark. Hierzu kommen noch die Einnahmen der zahlreichen Hotels und Theater. Diese Zahlen geben ungefähr ein Bild, welche Summen von mehr oder minder wohlhabenden Amerikanern in Europa tatsächlich ausgegeben werden. Wegen des großen Komfortes und der Sicherheit bedienen sich diese amerikanischen Europareisenden für die Ueberfahrt meistens deutscher Schiffslinien. Leider verlassen ungefähr 60 Prozent der Passagiere der ersten Kajüte an der englischen und französischen Küste diese deutschen Dampfer, um mit direkten Zügen nach London oder Paris zu fahren, während nur ungefähr 40 Prozent in Bremerhaven und Cuxhafen sich ausschiffen. Von diesen 40 Prozent haben die wenigsten Reisenden ein

Interesse an einem Aufenthalt in den Städten Bremen und Hamburg selber, sondern möchten am liebsten ohne Aufenthalt auf dem direktesten Wege nach dem Binnenlande weiterfahren. Der Betrieb der preußisch-hessischen Staatsbahn ist aber in fahrplantechnischer Beziehung nicht so geregelt, wie er in volkswirtschaftlichem Interesse sein sollte. London und Paris sind in dieser Beziehung günstiger gestellt; in beiden Städten beginnen und endigen die Züge, während bei uns die Ausländer möglichst schnell von der einen Grenze Deutschlands zu der anderen befördert werden, damit sie ja keine Gelegenheit haben, bei der Berliner Geschäftswelt einen Teil ihrer Reisekasse auszugeben.

— „Retsch“ meldet aus Wladiwostock über das Anwachsen der revolutionären Bewegung in China, daß auch die Armee von ihr erfaßt sei. Unter anderem seien Aufrufe verteilt, die kategorisch eine Einschränkung der Ausgaben des Hofes und der Mitglieder des Kaiserhauses fordern. Einige Mitglieder des Kaiserhauses scheinen mit den revolutionären Truppen gemeinsame Sache machen zu wollen und mit großen Geldmitteln zu arbeiten. In Peking, wird dem Blatte weiter gemeldet, glaube man an keinen friedlichen Ausgang des russisch-chinesischen Konfliktes, da sich die Verhandlungen um das Ultimatum endlos lange hinziehen.

— Ein geheimnisvoller Vorgang, hinter dem sich vielleicht eine Familientragödie verbirgt, beschäftigt die Londoner Polizei. Kürzlich fand man im Flusse Esk zwischen Ruswarp und Sleights, einer öden Hochmoorgegend, ein halbzertrümmertes Privatautomobil und in dem Wagen eine Anhängedresse mit dem Namen Vidal. Man glaubte zuerst an ein Unglück. Es stellte sich jedoch heraus, daß der Fahrer des Wagens diesen leer in den Fluß gesteuert hatte. Der Fahrer war, wie sich herausstellte, der seit fünf Jahren verheiratete Elektroingenieur Vidal, der Sohn eines pensionierten Marineoffiziers. In seiner Begleitung befand sich eine von Zeugen als sehr schön geschilderte junge Dame. Das Paar war schon seit langem auf der Reise. In Whitby kaufte der Herr eine Waffenzulassung und später einen Revolver mit zwölf Patronen. Seine Gefährtin sah ihm bei der Auswahl der Waffe zu. Das Automobil gehörte dem Onkel Vidals. Seine Eltern erwarteten ihn in London, wo er den Wagen verkaufen sollte. Vidal verließ Weib und Kinder, mit denen er anscheinend ein glückliches Familienleben geführt. Ueber den Verbleib der Flüchtlinge ist gegenwärtig nicht das geringste bekannt. Vielleicht handelt es sich nur um eine große Komödie, die das Liebespärchen aufführt, um unerkannt verschwinden zu können.

— In Düsseldorf kam es zwischen einem Polizisten und einer Schaar junger Leute auf der Straße zu einem Kampf, bei dem eine Person getötet wurde. Wie ein Privat-Telegramm meldet, wurde der Schutzmann Seeger im Düsseldorfer Stadtteil Gerresheim, von etwa 20 Personen angegriffen und durch Messerstiche verletzt. Der Polizist feuerte auf die Angreifer mehrere Schreckschüsse ab, und als dies nichts nützte, schoß er in der Notwehr scharf. Ein Geschloß traf den 24 Jahre alten Metzgergesellen Fritz Hiberle und dtötete ihn auf der Stelle.

— In der chinesischen Provinz Setschuan in Tibet ist infolge von Hungersnot eine Revolte ausgebrochen. Zehntausend hungernde Männer und Weiber begannen die wohlhabende Bevölkerung auszurauben. Sie befreiten die Gefangenen in den Gefängnissen und zerstörten die Gefängnisse. Die zur Niederwerfung des Ausstandes ausgesandten Truppen gingen zum Volk über. Die Aufständischen wollten die Stadt Tschiambo auszuplündern, wurden jedoch vor der Stadt von regulären Truppen zurückgeschlagen. Mehrere Führer der Aufständischen wurden gefangen und grausam hingerichtet.

— Der seit langem erörterte Plan einer Universität der

Hansestadt Hamburg scheint jetzt endlich dicht vor seiner Ausführung zu stehen. Wie ein Telegramm meldet, hat der Hamburger Senat nach längeren Vorverhandlungen beantragt, es möge eine aus neun Mitgliedern bestehende Kommission von Bürgerschaftsmitgliedern mit einer Senatskommission zusammentreten, um über die geplante Universität Hamburg vertraulich zu beraten. Das Zustandekommen der Universität dürfte schon in Kürze gesichert sein.

— Einen empfindlichen Verlust erlitt der Kaufmann Richter aus der Schwäbischenstraße 28 zu Schöneberg. Er ließ nach einer Automobilfahrt eine Handtasche mit Schmucksachen und Wertpapieren im Werte von 16.000 Mark im Fonds des Wagens liegen. Der Chauffeur des Automobils hat sich bisher bei der Kriminalpolizei noch nicht gemeldet.

— Der neueste Automobilrekord von 228.940 Kilometern in der Stunde, der von dem Benzfahrer Burrmann in Daylona mit einem 200 Ps-Wagen aufgestellt wurde, gibt Anlaß zu einem interessanten Ueberblick über die Steigerung der Automobilweltrekorde. Burrmann, der den Stundendurchschnitt von 228,940 Kilometer über die englische Meile erzielte, verbesserte bekanntlich auch den Weltrekord für den Kilometer auf 226,7 Kilometer bei einer Fahrzeit von 15 88/100 Sekunden. Im Jahre 1900 stand der Weltrekord noch auf 48,2 Sekunden - 74,688 Stundenkilometer. Der Weltrekord stieg dann 1901 auf 86,956 Kilometer, 1902 auf 189, 474 Kilometer, 1909 auf 202,648 Kilometer, 1910 auf 124,137 Kilometer, 1903 auf 136,363 Kilometer, 1904 auf 168,224 Kilometer, 1905 auf 176,470 Kilometer, 1906 auf 211,267 Kilometer und erreichte jetzt 226,7 Kilometer.

— Das Schwurgericht in Krefeld verurteilte Anfang Mai den Justizrat und Notar Werner Gützner aus Kempen wegen Unterschlagung von Amtsgeldern in Höhe von 276 000 Mark, wegen Urkundenfälschung und Konkursvergehen in 129 Fällen zu fünf Jahren Zuchthaus.

— Auf der Reede von Pointe-à-Pitre geriet der Frachtdampfer „Maroni“ der Compagnie Générale Transatlantique, der 2500 Fuder Rum und 9000 Sack Zucker an Bord hatte, in Brand. Das Feuer ist infolge von Unvorsichtigkeit der Mannschaft entstanden. Der Schaden beträgt 500 000 Francs. Der Dampfer ist verloren. Die Mannschaft hat das Schiff verlassen müssen. Die ganze Ladung ist vernichtet. Das Schiff steht vollständig in Flammen.

— Die Bauunternehmerin Marie Weber, die, wie berichtet, vor einiger Zeit auf der Rax infolge eines Herzschlages verunglückte, hat ihr zwei Millionen Kronen betragendes Vermögen testamentarisch für eine Stiftung für arme Studenten der Wiener Universität bestimmt.

— Als Nachfolger Hills, des bisherigen amerikanischen Botschafters in Berlin, werden drei Persönlichkeiten genannt, die sämtlich auch in Deutschland nicht unbekannt sind: Hammond, White und O'Brien. Hammond ist der bekannte Minen-Ingenieur und Multimillionär. Nach Studien an der Yale-Universität und in Freiberg in Sachsen bildete er sich zum prüfenden Experten für Minengebiete aus und sammelte sich vor allem auf den Goldfeldern Kaliforniens reiche Erfahrungen. Die entsprechende Wendung für eine Freundschaft für das Leben. Er gehörte dann zu den Führern der sogenannten Reformbewegung in Transvaal, beteiligte sich an dem Jameson-Einfall und wurde mit dem sein Leben begann, als er sich nach Südafrika wendete und zunächst für die Gebrüder Barnato, dann für Rhodes konsultierender Ingenieur wurde. Mit Rhodes verband ihn bald anderen Führern zum Tode verurteilt; dann aber zu 15 Jahren Gefängnis begnadigt. Es gelang schließlich nach vielen Schwierigkeiten, ihn gegen Zahlung von 125.000 Dollar freizumachen. Er ging dann nach London und beteiligte sich an einer Reihe von Minengesellschaften. Mit

Rhodes kam er nach Berlin und wurde damals dem Kaiser vorgestellt, der angeblich großen Gefallen an ihm gefunden haben soll. Mit dem Präsidenten Taft verbindet ihn eine alte Freundschaft. Er hat allerdings keine diplomatische Laufbahn hinter sich, aber das wäre in den Vereinigten Staaten kein Hindernis, und er würde nicht der erste amerikanische Botschafter sein, der vor seinem Amtsantritt keinen offiziellen Dienst getan hat. Henry White ist weiten politischen Kreisen bekannt durch seine aufeinanderfolgenden Amtsführungen in Rom und Paris. In Rom war er zu der Zeit Botschafter als die Algeciras-Konferenz zusammentrat und man behauptet jetzt in amerikanischen Kreisen, daß er damals für Deutschlands Ansichten gewirkt habe, wozu er als ältester Delegierter der Staaten Gelegenheit hatte. Er gab seinen Posten in Paris auf, weil sich allerlei ungünstige Einflüsse gegen ihn in Washington geltend zu machen verstanden. Aber die Verstimmung Tafts gegen ihn, wenn sie je tieferer Art war, ist seit längerer Zeit völlig verschwunden. Als Roosevelt Berlin besuchte, war White mit ihm zusammen dort. Er hatte damals auch die Ehre, mit Roosevelt eine besondere Einladung des Kaisers nach Döberitz zu erhalten. Während der Zeit seiner Amtsführung in Paris vermählte er seine Tochter Margareth Mariel an den Grafen Seherr Thoß. Der dritte in der Reihe ist O'Brien. Er war früher Gesandter in Kopenhagen und zuletzt Botschafter in Tokio. In beiden Stellungen hat er sich außerordentliche Verdienste erworben. Namentlich wird seine Tätigkeit in Tokio rückhaltlos von jedermann anerkannt. Er ist eine hochangesehene Persönlichkeit, im Weißen Hause nicht minder als in den Staaten im allgemeinen. Hammond hat entsprechend seiner Freundschaft mit dem Präsidenten, seinem großen Reichtum und seinen Fähigkeiten große Aussichten, aber seine Hauptneigungen wie seine Freundschaften weisen ihn doch nach England. Gegen White können immer noch verschiedene Gegner in seiner Heimat tätig sein. O'Brien ist ein Mann von selten objektivem Urteil. Ihn binden keine subjektiven Neigungen nach irgend einer Seite. Er versteht es, schnell überall warm zu werden und er würde vielleicht einen besonderen Grund haben, gern nach Berlin zu kommen. Seine Tochter ist mit dem Attaché der Berliner britischen Botschaft, Chilton, vermählt. Zurzeit ist jedenfalls die endgültige Entscheidung noch nicht gefallen. Aber O'Brien ist augenscheinlich der Mann der meisten Aussichten. Trotzdem wäre es schließlich nicht das erste Mal, weder in Amerika noch anderswo, daß ein plötzlich auftauchender vierter als Erster durch das Ziel ginge.

— Die langen und mühevollen Verhandlungen zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung über die neue Militärstrafprozeßverordnung sind endlich zum Abschluß gelangt. Es handelt sich um folgendes: Im bisherigen alten Militärstrafverfahren, das aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammt, erfolgte sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn das Verhör des Angeklagten und der Zeugen der Voruntersuchung in ihrer Muttersprache, während die Hauptverhandlung, bei der nur Protokolle verlesen werden, und die Angeklagten gar nicht anwesend sind, in deutscher Sprache durchgeführt wird. Auch die Protokolle sind in deutscher Sprache abgefaßt. Durch die neuen Abmachungen der beiden Regierungen ist nun festgestellt worden, daß Oesterreich und Ungarn auf dem Gebiete des Militärgerichtsverfahrens vollkommen getrennte Staatsgebiete sind. Da in Ungarn das Magyarische Staatssprache ist, so müssen von nun an die Verhandlungen bei allen in Ungarn garnisonierenden Truppenteilen, und zwar auch bei Truppenteilen, welche von Oesterreich nach Ungarn disloziert wurden, ungarisch geführt werden. Bei konsequenter Durchführung dieses von der ungarischen Regierung ungemain

energisch verfochtenen Territorialsystems muß natürlich von nun an auch bei allen in Oesterreich garnisonierenden Truppenteilen, also auch bei ungarischen Truppenteilen, die in Oesterreich domiziliert sind, die deutsche Sprache als Verhandlungssprache zur Anwendung kommen. Die Gewährung der deutschen Sprache als Verhandlungssprache auch bei den in Oesterreich garnisonierenden ungarischen Truppenteilen wurde von ungarischer Seite stets als eine große Konzession hingestellt. Das österreichische Ministerium hat das natürliche Bestreben, der deutschen Sprache in Ungarn wenigstens einen kleinen Spielraum zu sichern. Es ist auch gelungen, nach langen Kämpfen durchzusetzen, daß für die Mannschaften jener ungarischen Regimenter, die nur der deutschen Sprache mächtig sind, zum Beispiel die Siebenbürger Sachsen, die deutsche Sprache als Verhandlungssprache beim Militärgericht festgesetzt wird. Daraus ergibt sich, daß die Verhandlungen mit einem Sieg des ungarischen Standpunktes geendet haben, denn die einheitliche Geltung der deutschen Sprache als Gerichtsverhandlungssprache in der ganzen Armee ist durch die Konzession der österreichischen Regierung durchlöchert. Es ist sehr fraglich, ob das österreichische Abgeordnetenhaus dieser Abmachung zustimmen wird. Auf jeden Fall kann man sich noch auf schwere Kämpfe gefaßt machen.

— Dieser Tage geschah es im Mainzer Stadttheater, das kurz vor der Aufführung von „Rheingold“ der Bassist Rupp, der den Wotan singen sollte, erkrankte. In der Verlegenheit tauchte als rettender Engel Herr Karl Braun, Bassist der Wiesbadener Hofbühne, auf, der ganz zufällig nach Mainz gekommen war, um sich „Rheingold“ anzuhören. An der Kasse erfuhr er von der Verlegenheit des Stadttheaters, erklärte sich sofort bereit, für den erkrankten Kollegen einzuspringen und sang die Rolle brillant. Als man ihm aber ein Honorar für seine Hilfeleistung anbot, lehnte er ab, hochherzig, wie Bassisten sind. Bassisten sind hochherzig, königliche Intendanturen sind es nicht immer. Die königliche Intendantur erfuhr von Herrn Brauns Mainzer Notgastspiel, lobte den edlen Retter aber nicht etwa, sondern bedachte ihn mit einem Strafprotokoll von 10 Mark, da es den königlichen Sängern nicht erlaubt ist, ohne Genehmigung an fremden Bühnen zu singen. Das ist so ungefähr die Geschichte jenes Dorfschullehrers, der in den Teich sprang, um ein Kind vor dem Ertrinken zu retten, und der dann wegen Badens an verbotener Stelle in Strafe genommen wurde.

— Schlimme Zeiten der Heimsuchung sind für China angebrochen und dauern noch fort. Zu der Pest, die im Norden, in der Mandschurei und den Provinzen Tschili und Schantung noch immer nicht ganz erloschen, gesellt sich im Süden die Hungersnot in den Provinzen Kuangsi und Anhui. Nach den hier zugänglichen statistischen Nachrichten ist das Hungersnotgebiet im Süden fünfhundert Kilometer lang und zweihundertvierunddreißig Kilometer breit; das dürfte etwa der Entfernung von Posen bis Hannover und von Berlin bis Breslau gleichkommen. Vom Generalgouverneur der betroffenen Provinzen ist vor einigen Wochen ein sehr ernster Bericht an den Thron über die beklagenswerte Lage in den Hungersnotdistrikten eingesandt worden. Am aller schlimmsten sind die Distrikte Haitschau in Kiangsu an der Grenze von Schantung und Haiyüan in Anhui betroffen. Dort sind die Familien vor Hunger halb ausgestorben, die zu Skeletten Abgemagerten ziehen von Ort zu Ort, um zu sehen, wo sie etwas bekommen, sie hüllen sich in Kleider aus Matten, wohnen in zerbrochenen Booten oder Hütten von

Flechtwerk, sie nähren sich von Kräutern, die sie zusammen mit Baumrinde kochen. Oft trifft man auf zehn Meilen keine Spur von Menschen. Bis jetzt sind teils durch Sammlungen, besonders in Seanghai, teils durch Zuwendungen der Regierung für die von der Hungersnot betroffenen Bezirke gegen anderthalb Millionen Taels zusammengekommen, aber das Doppelte ist mindestens nötig, um auch nur annähernd die etwa drei Millionen Hungernden und meist Obdachlosen zu retten. Aehnliche Erscheinungen werden im Norden die Folgen der Pestepidemie sein. Den Bauern sind dort ihre im Herbst eingebrachten Ernten im Winter nur zum kleinsten Teil abgenommen worden, vieles ist verdorben und verbrannt. Tausende haben besonders im Norden der Mandchurei durch die rigorosen Maßregeln zur Bekämpfung der Pest all ihr Hab und Gut verloren, sind zu Bettlern geworden und werden sich nur allzu willig den straff organisierten Räuberbanden der bekannten Hunghutze (Chunchusen) in der Mandchurei anschließen. Sehr viele Familien haben ihre Ernährer verloren und sind nun Opfer schlimmster Ausbeuter. Der Menschenhandel, schon etwas in China zum Stillstand gebracht, wird wieder seine Blüten treiben und kleine Mädchen und Knaben werden für ein Butterbrot angeboten werden. Schon bis Anfang März sind an der Pest in der Mandchurei allein 22.632 Menschen gestorben. In der Provinz Schantung sind über 2000 und in Tschili etwa 1200 Menschen Opfer der Seuche geworden. Vor kurzem sind nun vom Kriegsministerium in Peking für die in Kirin liegende Brigade zweitausend neue Gewehre und zwölf Millionen Patronen hinaufgesandt worden. Es ist ein offenes Geheimnis in Militär- und Beamtenkreisen Pekings, daß weder die in Mukden bezw. Kuangtschentze liegende zwanzigste bezw. dritte Division, noch die in Kirin stehende gemischte Brigade, noch das in Tsisikar in Garnison befindliche Regiment vollkommen und vollzählig bewaffnet sind. Auch im Süden trifft man Vorkehrungen gegen Unruhen. Das beweist schon, daß auch die Maßnahmen im Norden nicht bloß durch den Konflikt mit Rußland veranlaßt sind. Eine größere Gefahr sind augenblicklich Not und Hunger. Die Regierung muß mit ernstest Unruhen rechnen, wenn es ihr nicht gelingen sollte, nach dem Aufhören der Pest rechtzeitige energische Schritte zu tun, um dem infolge der Seuche daniederliegenden Handel in der Mandchurei wieder aufzuhelfen und den hungernden Menschen im Norden wie im Süden des Reiches Nahrung und Arbeit zu verschaffen.

— Die Schreckenstat eines Italieners beschäftigte das Schwurgericht des Landgerichts III in Berlin. Aus der Haft wurde der 29jährige Giovanni Rifoldi vorgeführt, um sich wegen versuchten Totschlags zu verantworten. Der Angeklagte zog im Juli 1909 zu dem in der Schivelbeiner Straße wohnhaften Monteur Grunewald als Schlafbursche. Er war von Anfang an mit dem Mietezahlen sehr unpünktlich, so daß ihn Grunewald schon wiederholt auf die Straße setzen wollte. Am Abend des 8. Juli trat der Angeklagte auf die auf dem Balkon stehende Frau Grunewald zu und bat sie, ihm zehn Mark zu leihen, die er zum Fahrgeld nach Leipzig brauche, wo er sich Arbeit suchen wolle. Als die Frau einige Minuten später ahnungslos das Zimmer betrat, stürzte der Angeklagte mit den Worten: „Wenn ich kein Geld bekomme, dann kannst du tot gehen!“ auf sie zu und gab hintereinander sechs Schüsse auf sie ab. Frau Grunewald erhielt einen Schuß in den Mund, während die übrigen Kugeln

die zur Abwehr vorgestreckten Hände und Arme trafen. Während die Getroffene besinnungslos zu Boden stürzte, ging der Angeklagte ruhig in sein Zimmer und lud den Revolver nochmals. Inzwischen hatte Frau Grunewald das Bewußtsein wiedererlangt, sie flüchtete zu ihrer Nachbarin, deren Tür zufällig offen stand. Der Angeklagte, der dies bemerkt hatte, lief hinter ihr her und gab nochmals drei Schüsse auf eine Portiere ab, hinter der er Frau Grunewald vermutete. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und jagte sich drei Kugeln in die Brust. Er wurde hier schwerverletzt aufgefunden und als Polizeigefangener nach der Charité gebracht, wo er längere Zeit in Lebensgefahr schwebte. Die Verletzungen der Frau Grunewald stellten sich als nicht erheblich heraus, so daß sie schon nach zwei Tagen wieder entlassen werden konnte. Der Angeklagte behauptete schon früher, daß er sich bei der Tat in einem Zustande sinnloser Trunkenheit befunden habe. Von Rechtsanwalt Dr. Halpert war deshalb ein umfangreicher Beweis dafür angetreten worden, daß der Angeklagte vor der Tat mehrere Schanklokale besucht und dort erhebliche Quantitäten Alkohol zu sich genommen hatte. — Die Geschworenen sahen den Beweis als erbracht an, daß der Angeklagte tatsächlich sinnlos betrunken war und verneinten sämtliche Schuldfragen. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten daraufhin frei.

— In der westböhmisches Stadt Tachau brach am 28. April ein verheerendes Feuer aus. Infolge des herrschenden starken Windes griff das Feuer rasch um sich, und um Mittag standen bereits 50 Häuser in Flammen. Die Rettungsaktion war durch Wassermangel stark beeinträchtigt. Schließlich gelang es am späten Nachmittag, den Brand zu lokalisieren. 25 Häuser sind vollständig niedergebrannt. Weitere 25 Häuser sind mehr oder minder stark mitgenommen. Der Brand entstand in der Jugendgasse, einer der ältesten Gassen im Innern der Stadt, die zumeist nur aus Schindelhäusern besteht. Menschen sind bei dem Brand nicht in Gefahr gekommen.

— Die alte Frage, warum es so viele Junggesellen gibt, hat ein Solon im Staate Wisconsin namens Carl Hanson gelöst. Er hat nämlich, wie die „Deutsch-Amerik. Corr.“ berichtet, festgestellt, daß die Frauen durch ihre hohen Ansprüche, ihr Benehmen und ihren Unabhängigkeitstrieb viele männliche Wesen von dem ehelichen Joch abschrecken. Um Wandel zu schaffen, will er eine Besteuerung aller Jungfrauen im Alter von über 25 Jahren einführen. Eine Gesetzesvorlage dieses Inhalts hat er jetzt in der Staatslegislatur von Wisconsin eingebracht. Die jährliche Jungfrauensteuer ist auf fünf Dollars festgesetzt. Schrecklich fatal für alle spröden Brunhilden!

— Die Barfrankierung in Bayern, die dort für Massesen-dungen bei einzelnen größeren Postanstalten am 1. Februar 1910 eingeführt ist, hat, wie wir der „Zeitschr. f. Post u. Telegr.“ entnehmen, im ersten Jahre ihres Bestehens einen erheblichen Umfang angenommen. Allein beim

## Jeder Deutsche Süber ee

lese

das von kerndeutschem Humor durchwehte, anerkannt schönste und dabei billigste, farbig illustrierte, nicht politische Witzblatt für die Familie:

### Meggendorfer Blätter, München

Farbig illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst.

■ Jede Woche eine neue, inhaltereiche Nummer! ■

Man verlange gegen Einsendung von Mk 7,20 ein Halbjahr lang, von Mk. 14 40 ein Jahr lang portofreie Zusendung vom Verlag der „Meggendorfer Blätter, München“, Theaterstrasse 47. — Probenummern auf Verlangen gratis.

Postamt München 2 sind in 4691 Sendungen 10.009.501 Stück Briefe etc. aufgegeben, für die ein Portobetrag von 371.521 Mk. vereinnahmt ist. Statt der mehr als 10 Millionen Stück Briefmarken sind davon nur etwa 75.000 Stück zu 5 Mk. zu Verrechnungszwecken gebraucht worden, so daß die Post an Papier und Druckkosten sehr wesentliche Ersparungen gemacht hat. Auch die Geschäftsleute ziehen große Vorteile aus der Barfrankierung. Zum Aufkleben der Marken auf 1000 Briefe braucht man, wie eine große Firma, die häufig Massensendungen aufgibt, versichert hat, etwa 1½ Stunden. Es würde dies für einen achtstündigen Arbeitstag 5300 Briefe und für ein Arbeitsjahr 2,1 Millionen Stück Sendungen ausmachen. Um die im ersten Jahre allein auf dem Postamt München 2 aufgegebenen unfrankierten Sendungen mit Marken zu versehen, würde also ein Arbeiter fünf volle Jahre brauchen. Wir sind gespannt, wie lange bei solchen Vorteilen für Post und Publikum die Reichspostverwaltung noch auf ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber der Barfrankierung verharren wird.

— Von ganz autoritativer Seite erfährt man, daß der Rücktritt des amerikanischen Botschafters in Berlin Dr. Hill tatsächlich eine Folge des Kalikonflikts ist, und zwar wird versichert, daß Präsident Taft selbst die Abberufung des Botschafters veranlaßt habe, da dessen Tätigkeit in dieser Frage in Washington nicht befriedigte. Als ein starker Erfolg des deutschen Botschafters Grafen Bernstorff wird in amerikanischen Kreisen die Tatsache angesehen, daß die am Kalikonflikt beteiligten Parteien sich auf eine Konferenz in Brüssel geeinigt haben, in der die private Ausstragung der schwebenden Differenzen betrieben werden soll.

— Daß bei einem Akte der Lynchjustiz Eintrittsgeld von den Zuschauern genommen wird, ist selbst in Amerika noch nicht dagewesen. In Livermoor in Kentucky, nahe Louisville, erschöß ein Neger namens Potter den Weißen Mitchell. Der Mob bemächtigte sich Potters und schleppte ihn in das Theater des Städtchens, wo er dann auf der Bühne gehängt wurde. Die Zuschauer des Lynchaktes zahlten ein Eintrittsgeld, wofür sie zugleich die Berechtigung erlangten, Schüsse auf den Erhängten abzugeben, deren Anzahl sich nach Maßgabe des gezahlten Platzpreises richtete. Die Gesamteinnahme wurde der Witwe des Ermordeten überlassen. Als der Sheriff, der acht Meilen entfernt wohnt, ankam, war alles vorüber und die Lyncher waren verschwunden.

— Tauchern und Schatzsuchern hat der glückliche Zufall an den Ostertagen eine verlockende Aussicht gestellt. Bei einer Osterpartie verlor ein Berliner Fabrikbesitzer, der die Havelwässer in einem Boot passierte, bei einem Unfall im Schiemow-See, wo er zu einem unfreiwilligen Bad kam, sein Portefeuille mit 10.000 Mark in Papiergeld. Die alles verschlingenden Wellen haben ohne Widerrede den Schatz aufgenommen und werden ihn wohl auch nicht wieder herausgeben, da der See an dieser Stelle fast grundlos ist. Fischer und Schiffer, die von dem verlorenen Vermögen hörten, machten sich bereits daran, den Schatz zu heben. Ihr Bemühen war aber mangels genauer Kenntnis der Unfallstelle bis jetzt erfolglos.

— Bisher besteht in Frankreich noch keine Statistik über den Umfang des dortigen Fremdenverkehrs; man weiß aber, daß dieser von Jahr zu Jahr zunimmt. Bis vor zehn Jahren waren in Paris noch wenige moderne, auf der Höhe der Zeit stehende Hotels; seither ist aber ein vollständiger Umschwung im Hotelwesen eingetreten. Weit über 100 Millionen Francs wurden zum Bau von neuen Hotels verwendet, die den Anforderungen der wohlhabenden Reisenden, hauptsächlich aus Nordamerika, Rechnung tragen. Der Nordamerikaner will in seinem Hotel leben können wie bei sich zu Hause, er will seine Freunde bei sich empfangen können, seine Korrespondenz erledigen, die Illusion des eigenen Heims haben.

Daß zu jedem Zimmer ein Bad gehört, ist selbstverständlich. Dank den großen Kapitalanlagen haben sich die Ausgaben der Fremden stark vermehrt. Sie leben wochen-, manchmal monatelang in Paris. Der Umstand, daß das Zollamt in New York den Wert der aus Paris als Reisegepäck eingeführten, nicht verzollten Modewaren und Luxusartikel mit 300 Millionen Francs jährlich bewertet, gibt eine Ahnung, wie groß die Ausgaben der Fremden in Frankreich sein müssen.

— In Moskau ist die Millionärin Fürstin Schachawskoi an Hunger gestorben. Die alte Frau führte seit Jahrzehnten in ihrem großen einzelnen Hause, in dem sie zwei Zimmer inne hatte, die niemand betreten durfte, ein völliges Einsiedlerleben. Diese beiden Zimmer hat sie im Verlauf von zwanzig Jahren nicht verlassen; sie hielt sich **das Wirk-**schafterin, der sie das Geld durch die Türritze zusteckte. Wenn das Mädchen das Essen brachte, verschwand die Fürstin im zweiten Zimmer, um erst wieder zu erscheinen, wenn die Dienerin gegangen war. Die beiden Zimmer sind nie gereinigt, nie gelüftet worden. Einmal versuchte der Gouverneur von Moskau vor die Fürstin zu dringen, um zu sehen, ob sie noch lebte. Sie schrie ihm hinter der Tür entgegen, daß, wenn man es wagen würde, ihre Tür zu erbrechen, sie sich das Leben nehmen werde. Der Gouverneur ließ die alte Frau in Ruhe und setzte als Vormund der Geisteskranken die Gräfin Tolstoi ein. Mehrere Tage vor ihrem Tode hörte die Fürstin auf, nach ihrer Wirtschaftlerin zu klingeln. Als man die Tür des Zimmers erbrach, fand man einen unbeschreiblichen Schmutz und üblen Geruch; die Fürstin lag in Lumpen auf der Diele. Ein in Fetzen gerissenes Hemd bekleidete den abgemagerten Körper der einst gefeierten Schönheit, die kurz vor der Hochzeit ihren Bräutigam, einen schneidigen Gardeoffizier, durch einen rätselhaften Tod verloren hatte. Die Sektion ergab den Tod der alten Fürstin durch Herzlähmung. Der Magen war vollständig leer. In ihrem Bett fand man eine Million bares Geld. Außerdem hinterläßt sie mehrere Häuser und Güter.

— Ein fürchterliches Familiendrama spielte sich in Wien ab. Der Sohn des Direktors im Finanzministerium Johann Schob erwürgte im Affekt seine Stiefmutter, die 46 Jahre alte Franziska Schob. Der Täter Friedrich Schob ist 32 Jahre alt und gleichfalls im Finanzministerium als Rechtspraktikant angestellt. Die Tat wurde in der Küche verübt, während der Vater im anstoßenden Zimmer schlief. Alle Türen waren verschlossen, und der Täter mußte durch ein Fenster über eine Leiter in den Garten steigen, um zu entkommen. Der junge Schob stellte sich aber im Laufe der Nacht der Polizei. Seinem Geständnis zufolge wollte er wegen „Unannehmlichkeit im Amte“ Selbstmord begehen. Da ihm aber seine Mutter den Türschlüssel verweigerte, würgte er sie etwa fünf Minuten lang am Halse, raubte ihr siebzehn Kronen und entfloh dann auf dem angegebenen Weg. Den Nachmittag verbrachte er in den Vergnügungslokalen des Praters.

— Der schwere Unfall eines Militärfliegers wird aus dem Elsaß gemeldet. Oberleutnant Roser vom 15. Feldartillerie-Regiment in Saarbrücken war bei Mühlhausen bei prächtigem Wetter auf seinem Zweidecker aufgestiegen in der Absicht, einen Stundenflug zu machen. Nachdem er bereits eine halbe Stunde lang geflogen war, wollte er gerade über dem Bahnhof des nahe gelegenen Dorfes Habsheim eine Kurve nehmen, die aber anscheinend zu scharf war, denn er stürzte plötzlich aus einer Höhe von etwa 60 Meter hinab. Der Offizier wurde bewußtlos aufgehoben, sein Zustand erscheint hoffnungslos. Der Apparat ist vollständig zerstört. Oberleutnant Roser legte erst vor wenigen Tagen sein Führerexamen ab. Das Schicksal des Offiziers erregt allgemeine Teilnahme.

# Wochenschau.

S. Paulo, Donnerstag, den 1. Juni

— Wir wollen, wie wir versprochen hatten, noch auf das praktische Resultat des ersten Kongresses für landwirtschaftlichen Unterricht zurückkommen, der hier getagt hat. Wenn man von dem „praktischen Resultat“ eines Kongresses sprechen kann, so will das schon etwas heißen — gewöhnlich kommt bei Kongressen bekanntlich nicht viel heraus, wenigstens nicht viel Praktisches. Auch das Resultat dieses Kongresses kann natürlich eigentlich erst „praktisch“ genannt werden, wenn es in die Praxis übersetzt wird. Aber das wird wohl, wenigstens zu einem guten Teil, der Fall sein, denn der Ackerbausekretär hat den Kongreß ja eben zu dem Zwecke einberufen, Grundlagen für seine künftige praktische Tätigkeit zu gewinnen. Wenn man sich über irgend einen schwierigen Fall wissenschaftlicher, technischer oder geschäftlicher Natur nicht recht klar ist, so gibt es bekanntlich nichts Besseres, als eine Besprechung der Sache unter Sachverständigen. Als eine solche Aussprache unter Sachverständigen war der Kongreß gedacht. Sehen wir uns also nun die praktischen Resultate an. Der Kongreß hat nach Durchberatung und Prüfung der verschiedenen Vorschläge und Meinungen in den beiden Kommissionen und in den Plenarsitzungen neun Leitsätze angenommen, die wir unverkürzt wieder geben wollen.

I. Es ist von Vorteil, die Organisation des landwirtschaftlichen Unterrichts im Staat S. Paulo sofort in seinen 3 Stufen, dem elementaren, mittleren und Hochschulunterricht, in die Hand zu nehmen.

II. Der Typus der landwirtschaftlichen Lehrlingsschulen (Aprendizados agricolas) genügt den an den (landwirtschaftlichen) Elementarunterricht zu stellenden Bedingungen nicht und bedarf einer Abänderung. Der Kongreß ist der Meinung, daß die landwirtschaftlichen Lehrlingsschulen durch Versuchstationen, und zwar je eine in jedem Munizip, zu ersetzen sind.

III. Die ländlichen Volksschulen müssen in ihrem Unterrichtsplan den landwirtschaftlichen Elementarunterricht enthalten. Dieser Unterricht ist jedoch als Anschauungsunterricht mit Anwendung auf die Landwirtschaft zu erteilen. Der Kongreß glaubt, daß eigentlicher landwirtschaftlicher Unterricht mit Erfolg nur in den landwirtschaftlichen Fachschulen erteilt werden kann.

IV. Die praktische Ackerbauschule „Luiz de Queiroz“ in Piracicaba entspricht den Anforderungen an eine mittlere landwirtschaftliche Lehranstalt nicht und bedarf mehrerer Reformen, nämlich: besserer Vorbereitung der Kandidaten zur Aufnahme, der Schaffung von neuen Laboratorien für Physik und Chemie und von Demonstrationsfeldern, der Vermehrung der Unterweisung in Viehzucht und landwirtschaftlicher Technik, schließlich neuer Werkstätten für Zimmermannsarbeit und Hufbeschlag. Außerdem könnte mit Vorteil eine Trennung des Kursus in Spezialkurse für Ackerbau und für Viehzucht eingeführt werden.

V. Es empfiehlt sich, sofort zur Gründung landwirtschaftlicher Spezialschulen (Fachschulen) zu schreiten. Der Sitz dieser Schulen soll an den Versuchstationen sein und sie müssen je nach den Erfordernissen des Unterrichts und des agronomischen Dienstes des Staates eingerichtet werden. Der Kongreß erinnert daran, daß es geraten ist, Fachschulen für Molkereikunde, Obstbau, Gemüse- und Ziergärtnerei sowie Versuchstationen anzulegen, die sich besonders mit der rationellen Kultur von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Kakao, in- und ausländischen Obstarten beschäftigen sollen.

VI. Es empfiehlt sich, den landwirtschaftlichen Wander-

unterricht weiterzuentwickeln, und zwar mittels ausgewählter Fachleute. Er soll durch die Ackerbauinspektoren, durch Tierärzte, durch das Personal der Fachschulen, der Versuchstationen etc. erteilt werden. (Also spezialisierter Unterricht in den einzelnen Teilen der Landwirtschaft, z. B. Tabakbau, Molkereibetrieb, Obstbau etc. durch Spezialfachverständige, weniger allgemein gehaltene Kurse).

VII. Obgleich die Bundesregierung an die Gründung einer landwirtschaftlichen Hochschule denkt, soll der Staat sein landwirtschaftliches Unterrichtsprogramm aufrecht erhalten und bis zum Hochschulunterricht durchführen, der allein dem Agronomen den Grad von Fachkenntnissen verschaffen kann, der zu einer vollkommenen erfolgreichen Ausübung seines Berufes notwendig ist.

VIII. Da es nicht angebracht erscheint, an den Normal- und Lehrerseminaren (Escolas Normaes Superiores und Primarias, von den ersteren existiert nur eine, die in S. Paulo, die anderen sind die früheren Escolas Complementares) schon jetzt Lehrstühle für Zoologie und Agrikultur zu errichten, hält es der Kongreß für nötig, eine Revision des Unterrichtsplans in den Fächern Naturlehre, Chemie, Physik und Geographie vorzunehmen, damit die möglichen Anwendungen dieser Wissenschaften auf die Landwirtschaft dargetan werden können. Die Ackerbauinspektoren sollen die Schüler bei den praktischen Uebungen leiten, die wöchentlich zweimal auf kleinen zu diesem Zweck eingerichteten Versuchsfeldern vorgenommen werden sollen. — Der Kongreß hält es für angebracht, eine besondere Kommission zu ernennen, die die Aufgabe hat, das Programm des öffentlichen Unterrichts (Volksschulunterrichts) mit dem des landwirtschaftlichen Unterrichts in Einklang zu bringen. Es soll dabei jedoch das Prinzip nicht aus den Augen verloren werden, daß letzterer (der landwirtschaftliche Unterricht) weit erfolgreicher in wirklichen reinen Ackerbauschulen erteilt werden kann.

IX. Die Schaffung einer „Obersten Aufsichtsbehörde für den landwirtschaftlichen Unterricht“ (Conselho Superior de Ensino Agricola) ist vorläufig nicht zu empfehlen. (Folgen die Unterschriften der Kommissionsmitglieder).

— Herr Dr. Assis Brasil, der gekommen war, um den Vorsitz auf dem Kongreß für landwirtschaftlichen Unterricht zu übernehmen, wird uns heute wieder verlassen. Er wird in Begleitung seiner Töchter mit dem Nachtzuge der Sorocabana nach Rio Grande do Sul abreisen.

— Der Schuhmacher Vicente Stavale, seine Frau Rosa Licursi und 4 minderjährigen Kinder bewohnten schon lange einen Teil des Hauses Rua dos Appeninos 43, Ecke der Rua Pires da Motta. Im gleichen Hause betrieb Salvador Scarpella einen Laden und eine Fleischerei. Er lebte mit einer gewissen Maria Antonia zusammen. Zwischen den Hausgenossen herrschte stets eitel Freundschaft und Zufriedenheit, Vicente lud Salvador sogar ein, bei seinem jüngsten Töchterchen Patenstelle zu übernehmen, was dieser auch annahm. Seitdem wuchs die Intimität noch, sodaß die ganze Nachbarschaft über den tragischen Ausgang dieser Freundschaft entsetzt u. erstaunt ist. Vicente ging vorgestern nachmittags, nachdem er mit seiner Arbeit fertig war, aus, und kehrte gegen 7 Uhr merklich verstimmt zurück, sagte jedoch seiner Frau nichts. Kaum war er angekommen, als jemand an das Tor klopfte, das nach der Rua Pires da Motta zu liegt und den Eingang zu Vicentes Wohnung bildet. Vicente selbst ging öffnen. Es war Salvador, der betrunken war und sich in Gesellschaft eines gewissen Antonio Buonanotte befand. Er fing sofort an, gegen Vicente ausfallend zu werden und verlangte Genugthuung von ihm wegen einer Streitigkeit, die sie vorher mit einander gehabt haben müssen. Vicente antwortete ihm, morgen sei auch noch Zeit, das auszumachen, überhaupt sei die Sache gar nicht der Mühe

wert und er (Salvador) viel zu betrunken, um Vernunft annehmen zu können etc. Salvador geriet darüber in Wut und stürzte sich auf seinen „Compadre“, packte ihn am Kragen und belegte ihn mit den größten Schimpfworten. Buonanotte wollte seinem friedlichen Namen entsprechend vermitteln. Leider hatte er mit seinen guten Absichten kein Glück — plötzlich krachten drei Revolvergeschüsse rasch hintereinander und Salvador sank röchelnd zu Boden. Als Rosa und die Nachbarn hinzueilten, lag er bereits in den letzten Zügen, Vicente aber und Buonanotte waren verschwunden. Als die Polizei erschien, wurde festgestellt, daß ein Schuß unter dem linken Arm in die Brusthöhle gedrungen ist und wahrscheinlich das Herz getroffen hat. Bei dem Toten wurden eine goldene Uhr und Kette sowie 141\$600 in bar gefunden. Rosa Licursi hat, wie sie im Verhör angab, von Innern des Hauses aus den Streit ihres Mannes mit dem Ermordeten gehört, ist aber erst hingelaufen, als sie die Schüsse hörte. Sie ist der Meinung, daß ihr Mann und nicht etwa Buonanotte der Mörder ist, einmal weil ersterer mit einem Revolver bewaffnet war, und dann, weil sie gehört hat, daß Buonanotte zum Guten sprach. Jedenfalls wird man des Mörders, der in Hauskleidern und ohne Hut fortgelaufen ist, bald habhaft werden, wenn er nicht bereits verhaftet ist.

— Mit dem Dampfer „Columbia“ werden am 10. dieses Monats 76 österreichische Einwanderer in Santos erwartet, die sich in unserem Staate der Landwirtschaft widmen wollen.

— Angelina de Sposito und Juvenal Ramos hatten sich gefunden, nicht gerade vor dem Friedensrichter, aber doch in Liebe. Sie bauten sich ihr Nest in der Rua dos Estudantes und „träumten den seligsten Traum“ — bis sie aufwachten. Zuerst wachte Juvenal auf, als er merkte, daß seine Angelina ein allzu weiches Herz besitzt und niemandem etwas abschlagen kann, besonders hübschen, jungen Männern nicht. Er wurde merklich kühler, Angelina aber hielt es vorläufig für geraten, die zärtliche Taube weiter zu spielen — bis das nicht mehr zog. Nun zog sie auch, nämlich sie zog das tragische Register und machte einen Selbstmordversuch. Gegen Mitternacht hallte plötzlich das Haus von ihrem Jammergeschrei wieder, und als alles erschrocken herbeigestürzt kam, sagte sie, sie habe 4 Sublimatpastillen verschluckt und müsse nun sterben. Die Polizei wurde alarmiert, die Automobile sausten, die „Selbstmörderin“ bekam Gegengift in Gestalt von geschlagenem Eiweiß ein, das sie auch geduldig zu sich nahm — mit einmal sah jemand, daß das Glasröhrchen noch unberührt und ungeöffnet mit seiner vollen Ladung Sublimatpastillen dastand! Tableau! Der „Selbstmord“ war nur gemimt, und zwar gar nicht schlecht! Ob ihr die Polizei nun nicht eine kleine Kostenrechnung über verbrauchtes Gasolin etc. vorlegt?

— Die Frist für die Einziehung folgender Noten, die eigentlich am 30. Juni ablaufen sollte, ist bis zum 31. Dezember dieses Jahres verlängert worden: 5 Milreis der 8., 9. und 10., 10 Milreis der 8. und 9., 200 Milreis der 10. „Estampa“, ferner die in England hergestellten Scheine im Werte von 20, 50, 100, 200 und 500 Milreis. Diese Noten werden also bis zum 31. Dezember ohne Abzug angenommen. Der Grund für die Verlängerung der Frist ist der, daß noch 41.379:347\$000 in diesen Noten im Umlaufe sind.

— Die Witwe des bei dem Eisenbahnunglück auf der Mogyana umgekommenen Zuckerwarenhändlers Antonio Damasceno hat zwei hiesige Advoka-

ten bevollmächtigt, von der Gesellschaft eine Entschädigung für den Verlust ihres Mannes zu verlangen.

— Dieser Tage wird D. Miguel Kruse, Abt des hiesigen Benediktinerklosters, eine Europareise antreten.

— Die längst erwartete Ernennung des österreichisch-ungarischen Konsuls Herrn Carlos Bertoni zum Generalkonsul in Rio ist nun zur Tatsache geworden. Der neue Generalkonsul wird sein Amt im Juni antreten, sobald sein Nachfolger, Herr Remy Verzenowich von Szillas, der bisher als Konsul in Kapstadt tätig war, hier eintreffen wird.

— Die „Société Financière Franco-Brésilienne“ hat den größten Teil der Aktien der „Companhia Fiação S. Bento“ in Jundiáhy angekauft, sodaß man sagen kann, daß die Société jetzt die Besitzerin der Weberei ist.

— Der Polizeikommissar von Bauru telegraphierte an den Justizsekretär, daß in der Nähe der Station Heitor Legru der Nordwestbahn eine Anzahl von Coroados-Indianern eine Bahnarbeiterkolonne überfiel. Es kam zu einem heißen Kampfe, in dem zwei von den Bahnarbeitern fielen und mehrere andere verwundet wurden. Ob die Mörder auch Verluste hatten, ist nicht gesagt. Wir finden die Notiz, kaum sichtbar, so winzig und unauffällig ist sie, im „Estado de S. Paulo“, ganz am Ende der „Vermischten Nachrichten“. Ueber einen papierernen Indianer jedoch, der als Staffage auf einer illustrierten Postkarte zu sehen ist, regt sich „Jornal do Brasil“ in langen Artikeln auf. Wenn wird denn endlich der unheilvolle Rondonistendusel ein Ende nehmen? Man ist in stande, die Eisenbahnarbeiter zu entwaffnen, damit sie sich nur ja nicht wehren können und nicht etwa einen von den roten Mördern erschießen, die Herrn Rondon so ans Herz gewachsen sind. Unserer Meinung nach ist ein einziger, weißer Kulturpionier mehr wert als die ganze rote Bande, die ja doch der fortschreitenden Kultur früher oder später weichen muß.

— Die „Companhia de Pesca“, Santos, die hier bereits ein Haupt- und verschiedene Nebendepots besitzt, wird auch im Brazviertel eins errichten, wo Fische, Austern, Krebse etc. zu denselben Preisen, wie in der Stadt, zu haben sein werden.

— Die S. Paulo—Rio Grande-Bahn hat von der Regierung von Paraguay die Konzession der Transparaguay-Bahn erhalten, die des früheren Konzessionärs wurde wegen Nichterfüllung für hinfällig erklärt. Außerdem wurde dem früheren Konzessionär noch eine Geldstrafe von 10.000 Pesos Gold auferlegt.

— Wer Sinn für Geschichte hat, wird sich vielleicht für folgende Streitfrage interessieren. Bekanntlich wird es im Juli dieses Jahres zweihundert Jahre, daß S. Paulo von einer „Villa“ zur „Cidade“ erhoben wurde. João Mendes Junior und Azevedo Marques sagen in den „Documentos Interessantes“, daß die Erhebung am 11. Juli 1711 erfolgt sei. Diese Ansicht wird durch ein im Staatsarchiv befindliches altes Dokument unterstützt. Nun bemerkt Herr Dr. Eugenio Egas dazu, daß Pedro Taques, der Brigadegeneral Machado de Oliveira und der Marschall Pedro Müller (von dem wir letzthin ausführlicher berichteten und der gewiß gut unterrichtet war) den 24. Juli 1711 als den Tag angeben, von dem das betreffende königliche Dekret datiert war. Im Archiv der Munizipalkammer liegt eine gut erhaltene Kopie des königlichen Dekrets, die das

Datum des 24. Juli deutlich lesbar zeigt. Es kommt ja schließlich für uns nicht darauf an, ob S. Paulo am 11. oder 24. Juli 1711 Stadtrechte erhielt — aber wenn man Gedenktage feiern soll, möchte man doch auch den richtigen feiern. Man müßte in Rio oder in Bello Horizonte (wohin das Archiv von Ouro Preto gebracht wurde) nach dem Originaldekret forschen, oder in den portugiesischen Archiven nach einer Spur suchen, denn jedenfalls ist das Dekret doch registriert worden.

— Der Finanzsekretär hat in einem an das Steueramt in Santos gerichteten Schreiben das Gesuch bewilligt, das von der Handelsvereinigung und von dem „Centro de Navegação Transatlantica“ gemeinsam eingereicht worden war, auch des Nachts Kaffee zu verschiffen. Wer von dieser Vergünstigung Gebrauch machen will, muß jedesmal vorher beim Steueramt ein Gesuch einreichen, in dem der Name des Dampfers genannt ist, der den Kaffee laden soll, er muß ferner 30 Milreis, worüber Quittung erteilt wird, einzahlen. Dieser Betrag dient als Gratifikation für die Steuerbeamten, die Nachtdienst tun müssen. Schließlich wird die Erlaubnis nur für solche Dampfer gewährt, die Eile haben, wegzukommen, wie durchgehende Passagierdampfer oder Dampfer, die ihre Ladung vervollständigen wollen. Für letztere Dampfer kann die Erlaubnis nach Gutdünken des Steueramts gegeben oder verweigert werden.

— Gestern fand die letzte Arbeitssitzung des ersten Kongresses für landwirtschaftlichen Unterricht statt. Herr Dr. E. Navarro verlas das Gutachten der beiden vereinigten Kommissionen über die zur Verhandlung gestellten Punkte. In diesem Gutachten, auf das wir noch ausführlich zurückkommen werden, sind die vom Kongreß angenommenen Ideen zusammengefaßt. Nach der Verlesung hielt Herr Dr. Assis Brasil die Schlußrede. Er lobte die segensreichen Folgen hervor, die aus den Schlußfolgerungen, zu denen der Kongreß gekommen ist, hervorgehen werden und beglückwünschte schließlich Herrn Dr. Padua Salles, den Einberufer des Kongresses, zu seiner patriotischen Initiative. Herr Dr. Padua Salles nahm dann noch das Wort zu einer kurzen Ansprache, in der er die Mitglieder des Kongresses zu den erreichten Resultaten beglückwünschte. Nach der Sitzung begaben sich das Präsidium des Kongresses und viele Mitglieder in den Regierungspalast, um dem Staatspräsidenten ihre Aufwartung zu machen.

— Wie angekündigt, fand gestern Nachmittag um halb 5 Uhr die Grundsteinlegung für den neuen Industriepalast in der Varzea do Carmo statt. Eigentlich sollte die Zeremonie erst im Laufe des Monats Juni vorgenommen werden, aber der Ackerbausekretär beschloß, sie auf eher zu verschieben — gewöhnlich verschiebt man die Sachen ja, und nicht nur hier in Brasilien, auf später — und sie vorzunehmen, solange Herr Dr. Assis Brasil und die übrigen Mitglieder des Kongresses für landwirtschaftlichen Unterricht noch hier wären und daran teilnehmen könnten. Zu der Feierlichkeit hatten sich der Staatspräsident, die Staatssekretäre, Herr Dr. Assis Brasil, viele Mitglieder des Staatskongresses, Vertreter der Presse etc. eingefunden. An der Stelle, wo sich das majestätische Gebäude erheben wird, war ein bescheidener, aber hübsch ausgeschmückter Pavillon errichtet, in dem das Protokoll über den Akt verlesen und unterschrieben wurde, worauf es in der üblichen Weise mit einem Satz der jetzt im Umlauf befindlichen Münzen, je einem Exemplar der hier erscheinenden Tageszeitungen etc. in ein kupfernes Kästchen gelegt, verlötet und im Grundstein vermauert wurde. Herr Dr. Padua Salles hielt eine kurze Ansprache, in der er u. a. darauf hinwies, daß vor ungefähr 20 Jahren und ungefähr

an derselben Stelle unter allgemeiner Begeisterung der Grundstein zu einer großen kontinentalen Ausstellung gelegt wurde, und daß diese mit so großem Eifer begonnene Unternehmung dann kläglich im Sande verlief. Ein solches Schicksal braucht der jetzt in Angriff genommene Bau nicht zu fürchten, da die Eisenbahngesellschaften schon einen beträchtlichen Teil der Baukosten zugesteuert haben, abgesehen von dem festen Willen der Staatsregierung und der Stadtverwaltung, das Unternehmen durchzuführen. Die Feier war kurz nach fünf Uhr bereits zu Ende, litt also nicht unter dem oft recht öden Ueberfluß an Beredsamkeit, der unsere offiziellen Feiern früher auszeichnete.

S. Paulo, Freitag, den 2. Juni

— Der Präfekt legte der Kammer das Abkommen zur Begutachtung resp. Genehmigung vor, das er mit dem Besitzer des „Parque Paulista“ und eines weiteren Straßenviertels zwischen der Avenida Paulista und der Alameda Santos getroffen hat, dieses Terrain für 350 Contos anzukaufen, um daselbst einen Park anzulegen. — Sehr schön, ein solcher Park, aber gibt es vorläufig nicht nötigere Dinge? Bei dem jetzigen Zustande der Avenida Paulista würde es übrigens in dem Park vor Staub kein Mensch aushalten können.

— Der brasilianische Ingenieur Mario W. Tibyriça hat von den Patentämtern Deutschlands, Englands, der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Italiens etc. Patentschutz für seinen „Balometro“ genannten Apparat erhalten, der dazu bestimmt ist, Terrainaufnahmen in großem Maßstabe zu machen, ohne den bekannten Triangulations-Prozeß anwenden zu müssen. Der Apparat besteht aus einem Fesselballon, dessen Hülle die Form eines umgekehrten Kegels (also die Spitze nach unten) hat, und der mittels dreier am Ringe befestigter Taue, die nach verschiedenen Richtungen hin auf dem Erdboden befestigt werden, unbeweglich in der Luft festgehalten wird. Die sonstige technische Einrichtung des Apparates kann nur Ingenieuren interessieren. Was jedoch auch der Laie zu verstehen imstande ist, ist, daß der Hauptvorteil des neuen Verfahrens darin besteht, daß man die Aufnahme mittels eines (oder mehrerer) weitsichtbaren festen Punktes machen kann, dessen Ort von vornherein genau bekannt ist.

— Der Ackerbausekretär beauftragte den Ackerbauinspektor Dr. Emilio Castello damit, eine Studienreise nach den Baumwollstaaten Nordamerikas zu machen, um das dortige Verfahren zu lernen. Zu gleicher Zeit soll er Samen von verschiedenen Baumwollsorten auswählen, womit dann bei uns Versuche angestellt werden sollen. Bekanntlich hat derselbe Herr bereits den Staat S. Paulo bereist, um die Ursachen des bedauerlichen Rückganges des Baumwollbaues zu untersuchen, und hat dem Ackerbausekretär einen ausführlichen Bericht über den Gegenstand eingereicht. Herr Dr. Castello wird seine Reise am 13. dieses Monats antreten.

— Die Staatsregierung ersuchte die Bundesregierung, das für die Wasserversorgung von S. Paulo bestimmte, durch Vermittlung der Firma Bromberg, Hacker u. Co. eingeführte Material vom Einfuhrzoll zu befreien.

— Man macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die großen Bauten, die hier unternommen werden, eine große Anzahl von Arbeitern aller in Frage kommenden Berufszweige beschäftigen. Die Zahl dieser Arbeiter wird sich aber um das Mehrfache vermehren, und das im Laufe der nächsten Jahre, wenn all die großartigen Pläne zur Verschönerung der Hauptstadt zur Durchführung kommen, wenn Viadukte, Prachtstraßen, Parke usw. entstehen, wenn eine großartige Jubiläumsausstellung veranstaltet, viele Monumentalbauten für staatliche und städtische Behörden etc. aufgeführt werden sollen. Tausende von fleißigen Men-

schen worden Verdienst finden — aber eine Frage, und keine unwichtige, bleibt offen: die der Arbeiterwohnungen. Es fehlt jetzt schon sehr an gesunden, luftigen und billigen Wohnungen. Die hier in der Ueberzahl vertretenen südeuropäischen Arbeiter mögen zum großen Teil von Haus aus und aus Gewohnheit wenig Wert auf gute Wohnungsverhältnisse legen, das ist aber für die maßgebenden Kreise kein Grund, sich nicht darum zu kümmern. Das ist schon im Interesse der Volksgesundheit geboten. Auch die ästhetische Seite der Sache ist nicht ganz zu verachten. Schmutzige, ungesunde Arbeiterviertel, in die man sich kaum hineingetraut, sind für eine Stadt, am allerwenigsten für eine, die eine moderne Großstadt sein will, eine Empfehlung. In Europa und Nordamerika räumt man mit diesen „Schandflecken der Städte“ gründlich auf, wo es nicht längst geschehen ist. Hier, wo man für den zu erwartenden Bevölkerungszuwachs, der doch zum größten Teile aus Arbeitern bestehen wird, Raum schaffen muß, sollte man das nicht ganz der privaten Bautätigkeit überlassen. Es hat an Projekten, Zeichnungen, Plänen, selbst an Gesetzesanträgen nicht gefehlt, die alle die Schaffung von vollendeter Arbeiterviertel zum Ziele hatten. Erst in der vorigen Sitzungsperiode des Staatskongresses hat Herr Dr. Villa-Boim noch beantragt — wenn wir nicht irren, allerdings in letzter Stunde — und seinen Antrag auch durchgesetzt, daß die Staatsregierung ermächtigt werde, im Einverständnis mit der Stadtverwaltung von S. Paulo und Santos (wo das Uebel womöglich noch größer ist) 1500 Contos für den Bau von Arbeiterwohnungen auszugeben. Der Antrag wurde angenommen und dabei blieb es wieder einmal. Wenn aber Staats- und Stadtverwaltung nichts tun, warum bilden sich nicht große Privatgesellschaften, Baugesellschaften, die die Sache übernehmen? Als Kapitalanlage wäre es ein gutes Geschäft, selbst wenn die Wohnungen zu möglichst billigen Preisen vermietet würden. Gewiß würden der Staat und die Stadt gern bereit sein, allen möglichen Vorschub zu leisten. Wir wollen den übermäßigen Vergünstigungen pekuniärer Natur gar nicht das Wort reden, die von den Munizipalkammern und Staatsregierungen — selbst von der Bundesregierung — mitunter Privatunternehmungen bewilligt werden. Aber durch Herstellung guter Verbindungswege nach den Arbeitervierteln, Erleichterung des Grunderwerbs für die betreffenden Gesellschaften, eventuell auf dem Wege der Enteignung geeigneter Terrains, vielleicht Gewährung einer mäßigen Zinsgarantie, könnte der Staat fördernd eingreifen, ohne sein Budget wesentlich zu belasten. Freilich müßten Privatgesellschaften, soweit sie staatliche Vergünstigungen genießen, sich auch einer staatlichen Kontrolle unterwerfen, die Mißbräuche zu verhüten hätte. Aber bald muß etwas geschehen.

— In dem Gebäude, in dem sich früher die London and River Plate Bank befand, Rua 15 de Novembro No. 19, eröffnete gestern die „Banque Brésilienne Italo-Belge“ ihren Geschäftsbetrieb. Das Kapital der neuen Bank, der auch viele hiesige Kapitalisten als Aktionäre angehören, beträgt 20 Millionen Franken.

— Dieser Tage hatten wir Gelegenheit, in dem bekannten photographischen Atelier des Herrn O. R. Quaas eine Kollektion von Arbeiten zu sehen, die für die Turiner Ausstellung bestimmt sind. Darunter befanden sich u. a. drei große Rahmen mit Photographien in Sepiatypie. Wir müssen gestehen, daß dieses Verfahren so ungefähr das Schönste und Vollkommenste darstellt, was an Zartheit der Töne, Weichheit ohne jede Verschommenheit und künstlerischer Wirkung erzielt werden kann. Diese Bilder machen dem Hause, das schon auf der Ausstellung in Rio mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, alle Ehre. Auch die auf photographischer Grundlage ausgeführten Pastell- und Aquarellgemälde, die uns gezeigt wurden, müssen den

verwöhntesten Ansprüchen genügen. Wir sind fest davon überzeugt, daß die Erzeugnisse des Ateliers Quaas auch in Europa trotz der scharfen Konkurrenz mit Ehren bestehen werden.

— Der Rechtsrichter Dr. Gastão de Mesquita hat gestern die gegen den Dr. José Passos Cunha, Oreste Riatori, Alexandre Cerchiarri, Eduardo Leuenroth und José Romero vom Staatsanwalt erstattete Anzeige als unbegründet abgewiesen. Es wurde als nicht bewiesen angesehen, daß die Beschuldigten oder einer oder der andere von ihnen an dem großen Konflikte, der in den ersten Nachtstunden des 12. März in der Rua 15 de Novembro stattfand und bei dem ein Polizist getötet und zwei Personen verwundet wurden, tätigen Anteil genommen haben. Wegen unerlaubter Zusammenrottung werden die Betreffenden jedoch jedenfalls noch prozessiert werden, denn der Richter gab dem Gerichtsschreiber Anweisung, die Akten dem Staatsanwalt wieder zuzustellen, um die Anklage wegen dieses Vergehens zu erheben. — Daß Ristori — in dessen Besitz bekanntlich ein Revolver gefunden wurde — und seine Genossen selbst geschossen haben, ist tatsächlich wohl nicht bewiesen, daß sie aber wegen Aufreizung des Volkes zum Widerstand gegen die Staatsgewalt strafbar sind, wird wohl niemand bestreiten wollen.

— In dem Kontor des Maklers Oscar Moreira wurde vorgestern eine Anleihe von 500 Contos der „Empresa de Força e Luz do Norte de S. Paulo“ aufgelegt und in wenigen Stunden doppelt gezeichnet, was beweist, welch gutes Zutrauen die Elektrizitätsgesellschaft in Geschäftskreisen genießt. Die Anleihe ist in 5000 Schuldscheinen zum Nominalwert von je 100 Milreis eingeteilt, der Emissionstyp beträgt 93 Prozent, die jährlichen Zinsen sind auf 8 Prozent und die Amortisationsfrist auf 30 Jahre festgesetzt.

— Der Monat Mai war dieses Jahr außerordentlich reich an schweren Verbrechen und Unglücksfällen. Der „Estado de S. Paulo“ veröffentlicht in seiner gestrigen Nummer eine Zusammenstellung aller derartigen Vorkommnisse, wobei, wie ausdrücklich angegeben ist, nur die schwereren aufgenommen wurden, bei denen Menschen getötet oder ernstlich verwundet wurden. Das schauerliche Verzeichnis weist ziemlich genau 100 Nummern auf: das heißt es sind in der Stadt und im Staat S. Paulo im Monat Mai durchschnittlich täglich über 3 schwere Verbrechen oder Unglücksfälle passiert.

— Herr Dr. Arthur Motta, Direktor der Abteilung für Wasserbau, schlug dem Ackerbausekretär vor, die Kanalisation des Tamanduatehy vollständig zu Ende zu führen, und zwar während der zwei trockenen Monate, die jetzt bevorstehen. Die Arbeiten müssen, da die Zeit zur Ausschreibung eines öffentlichen Wettbewerbs zu kurz ist, auf dem Verwaltungswege oder durch freie kontraktliche Vergabe ausgeführt werden. Sobald die Kostenanschläge fertig sind, werden die Arbeiten in Angriff genommen werden.

— Der Justizsekretär richtete an den Präsidenten des Justiztribunals die amtliche Anfrage, wie viele Räume das Tribunal für alle seine Dienstzweige incl. Gerichtsschreiberei etc. braucht und von welcher Größe sie sein müssen. Gleiche Anfragen gingen auch an die verschiedenen Rechtsrichter. Die Regierung hat nämlich die Absicht, den Bau eines Justizpalastes ernstlich in Erwägung zu ziehen. Sie will nun einen Anhalt über den Raumbedarf haben, wenn auch natürlich „auf Zuwachs“ gebaut werden wird. Daß der Bau gerade eines des Staates würdigen Justizpalastes zu den größten Notwendigkeiten gehört, wird niemand leugnen wollen. Wie kläglich ist unser höchster Staatsgerichtshof, das Justiztribunal, untergebracht!

S. Paulo, Sonnabend, den 3. Juni

— Zwei oder drei Mitglieder der Munizipalkammer haben, wie es heißt, die Absicht, in einer der nächsten Sitzungen dieser Körperschaft die Ergreifung von geeigneten Maßregeln zu verlangen, die verhindern sollen, daß eine Art Syndikat, das sich gebildet hat, um Terrains aufzukaufen, seine Absicht ausführt, seine Hand auf die für die Ausstellung von 1912 in Aussicht genommenen Terrains zu legen. — Wir sprachen schon letzthin die Ansicht aus, daß es sich bei den damals gemeldeten Terrainkäufen wohl um Spekulationskäufe handle und daß die Ausstellung „ihren Schatten vorauswerfe“. Obige Nachricht bestätigt diese Auffassung, wir wüßten aber nicht, auf welche Weise man Terrainspekulationen vermeiden wollte. Das einzige Mittel, sich das Ausstellungsgelände schon jetzt zu sichern, wäre für die Kammer wohl das, es eben jetzt schon anzukaufen oder doch das Vorkaufsrecht zu erwerben. Außerdem sind die Behörden ja glücklicherweise in der Lage, einer ungemessenen Spekulation und Preistreiberei durch Einleitung des Enteignungsverfahrens entgegenzutreten.

— Die Regierung schloß mit dem Ingenieur Dr. Regino Arragão einen Kontrakt über die Kanalisation des Tamanduatehy auf der Strecke zwischen der Ponte Pequena und dem Tieté. Der ausgemachte Preis beträgt 144:500\$000. Wie wir hören, werden heute noch vier weitere Kontrakte unterzeichnet werden, die sich auf andere Teilstrecken derselben Kanalisationsarbeit beziehen.

— Die Arbeiterschaft S. Paulos wird in Gemeinschaft mit vielen seiner Freunde morgen als am Jahrestage seines Todes das Grab des Dr. Celso Garcia auf dem Consolacão-Friedhofe schmücken und eine schlichte Trauerkundgebung veranstalten.

— Die Schüler der pharmazeutischen Schule „streiken“, weil ihnen dieses Jahr die sonst üblichen Juniferien nicht bewilligt wurden, jedenfalls auf Grund des „neuen Kurses“ im höheren Unterricht. Sie machen sich die verweigerten Ferien einfach selbst. Wenn das Examenmachen so einfach wäre —.

— Englische Ingenieure haben den bei S. João do Curralinho gelegenen Wasserfall „Cachoeira dos Pretos“ auf die nutzbare Kraft hin untersucht, die er eventuell leisten kann.

— Durch die glückliche Geburt eines Knaben wurden hocherfreut Herr Otto Schlodtmann und Frau. Unseren Glückwunsch.

— Die hiesige Zweigstelle des Bundesschatzamt erhielt die Anweisung, für Rechnung des Indianerschutzdienstes und der Selbstmachung der eingeborenen „Arbeiter“ 37:600\$000 zu zahlen. Wir wissen nicht, ob es sich um eine einmalige Zahlung handelt, sicher ist, daß es weder die erste noch die letztere größere Geldsumme ist, die für die verfehlte „Laien Katechese“ ausgegeben wird. Der Staat S. Paulo, der früher den Kapuzinermönchen, die unter den Indianern arbeiten, eine jährliche Beihilfe von, wenn wir nicht irren, 8 oder 10 Contos gewährte, hat sich dieses Jahr geweigert, diese Beihilfe auszuzahlen, obgleich sie im Staatshaushalt vorgesehen war, und zwar mit der einfachen Begründung, daß die Bundesregierung ja die Sache in die Hand genommen habe. Wir sind keine fanatischen Anhänger der Missionäre, aber daß die Kapuziner ohne alle Reklame mehr zu erreichen imstande sind als die den Indianersport betreibenden Herren Offiziere, wird wohl selbst der eifrigste Antiklerikale nicht be-

streiten. Unter diesen wirklich „wilden“ Völkerschaften leisten die Missionäre ernsthafte und schwere Arbeit im Interesse der Kultur — von religiöser Katechese kann ja bei diesen Wilden kaum die Rede sein, zu religiösen Fanatikern werden sie jedenfalls wenigstens nie.

— Der Deutsche Turnverein (Stammverein) feiert heute abend sein Pfingstfest, das sich gewiß, wie alle Feste des Vereins, durch Fröhlichkeit und Gemütlichkeit auszeichnen wird. Besten Dank für die freundliche Einladung.

— Ein Hausbesitzer, der sich zu helfen weiß, ist der des Hauses Largo do Riachuelo 7-A. Im Erdgeschoß des Hauses ist ein gewisser Umberto Spinelli mit einem Produktengeschäft etabliert. Er hatte abends gegen 9 Uhr sein Geschäft geschlossen, einmal, weil es Zeit war — das wäre zwar kein Grund — und dann, weil in der naßkalten Nacht doch keine Kundschaft mehr zu erwarten war, als höchstens ein Pennbruder, der für 100 Reis Schnaps „fiado“ verlangt. Umberto tat also das einzig Richtige: er legte sich schlafen. Kaum war er jedoch eingeschlummert, als er entsetzt wieder emporfuhr. Kriegerische Geräusche schlugen an sein entsetztes Ohr, Trommeln und Trompeten ertönten, Waffen klirrten — und zwar im selben Hause, über seinem Bett, im oberen Stockwerk! Er nahm sich nur Zeit, eine Hose und einen Ueberzieher anzuziehen und rannte nach der Polizeizentrale, wo er nur in abgerissenen Worten, keuchend und zähneklappernd, erzählen konnte, sein Haus sei von Soldaten überfallen worden, die einen Höllenlärm machten. Selbst einige Schüsse hatte er in seiner Angst fallen hören. Der diensthabende 4. Polizeikommissar begleitete in Anbetracht des Ernstes der Situation — es konnte sich ja z. B. um eine „heimliche“ militärische Uebung der berühmten portugiesischen Monarchisten handeln, die möglicherweise auch in S. Paulo eine Filiale ihrer großen Verschwörung aufgemacht haben könnten — den vor Kälte und Angst klappernden Umberto nach Hause. Und siehe da, es stimmte! Der militärische Lärm war da, auch das dazugehörige Militär, nämlich die Schützengesellschaft (Linha de Tiro) Nr. 35, der der Hauswirt gerade über Umbertos Gelaß einen Saal eingeräumt hatte, eigens zu dem Zwecke, seinen Mieter Umberto, den er brennend gern los sein möchte — er wird wohl wissen, warum — hinauszuekeln. Das heißt denn doch auf eine geniale Art „militärische Hilfe requirieren“. Von diesem Hausbesitzer könnte sogar das Oberste Bundesgericht lernen!

— Die Bundesregierung wird der Staatsregierung von S. Paulo eine Geldbeihilfe von 150 Contos zum Bau der eisernen Brücke zwischen S. Vicente und dem Festlande auszahlen. Die Brücke kommt nämlich den neuen Befestigungsanlagen in Itaipus sehr zustatten, die bisher zum Transport aller Materials auf den Wasserweg angewiesen waren.

— Heute wird mit dem Luxuszug aus Rio der portugiesische Gesandte Dr. Antonio Luiz Gomes hier erwartet. Er kommt aber nur als Privatmann, nicht in offizieller Eigenschaft.

— Die Wohnung ist nicht nur das bedeutsamste und wichtigste im Arbeitsprogramme des Architekten und Baukünstlers, sondern das Fundierende und Festigende im Wohlergehen eines Volkskörpers und seines Staatskörpers wurzelt letzthin im menschenwürdigen Wohnen des Staatsbürgers. In der Wohnung verkörpert sich der Familienbegriff am gesunden. Ein Staat kann gar nichts Besseres und klügeres tun, als der Familiengründung jede nur irgend mögliche Erleichterung und umfassende Schutzrechte zu gewähren. In sozialer, wirtschaftlicher wie auch politischer Wertung ist die menschliche Wohnung der Ausgangspunkt aller Erfüllung zivilisatorischer und kultureller Aufgaben eines Staates. Nächstenliebe allein ist daher auch

nicht die treibende Kraft gewesen, dem kleinen Manne seit etwa zwei Jahrzehnten eine besondere Wohnungsfürsorge angedeihen zu lassen. Die Selbsthaftmachung, das Binden an Scholle und Haus ist eben folgerichtig als eines der sichersten Mittel für die volle Entwicklung einer Volkskraft erkannt worden. Dahinter steht das Geheimnis der Sammlung der Kräfte gegenüber der Zersplitterung aus den Auswüchsen modernen Nomadentums. Gebt dem Verworfensten ein Obdach, ein Asyl, eine Zuflucht, so bessert ihr ihn; gebt ihr ihm aber Wohnung und Herd, so bietet ihr ihm damit wieder Gelegenheit, in die Glieder der menschlichen Gesellschaft aufs neue eingefügt und wieder zu einem solchen selbst werden zu können. Zum Fundament menschlichen Glückes und menschlicher Erfüllung gehört das Heim, zum Bestande eines Staates gehört die Familie. Alle einer Familiengründung aus nicht gerade zwingender Notwendigkeit abgeneigten Menschen rangieren in der Nutzwertung für Gesellschaft und Staat weit hinter dem einen Haushalt gründenden kleinen Staatsbürger. — Das Maiheft der „Innen-Dekoration“ Herausgeber Hofrat Alexander Koch-Darmstadt), dem wir diese Ausführungen entnehmen, führt eine Anzahl ganz außerordentlich reizvoller Wohnhäuser aus der Schweiz vor. — Arbeiten von Rittmeier & Furrer-Winterthur, Wohnstätten mit äußerst behaglichen und gediegenen Innenräumen, mit prächtiger Sonnenbadanlage usw. Außer einem Repräsentationsraum der Vereinigten Werkstätten, A.-G., werden dann noch die neuen Villenbauten mit Gartenanlagen und Innenräume der Architekten Prof. William Lossow und Max Hans Kühne -Dresden gezeigt, darunter eine größere Anzahl schöner Hallen, Speisezimmer usw., endlich neueste Erzeugnisse der Korfmöbelindustrie. — Preis des Einzelheftes mit ca. 62 Abbildungen und Spezialbeilagen Mk. 2.50.

— Das Automobil 275, Chauffeur Francisco Avila, wollte gegen 11 Uhr abends durchaus einen Straßenbahnwagen der Ponte Grande-Linie überholen. Dabei bekam es jedoch von dem Wagen einen solchen Stoß, daß es mit zwei zertrümmerten Rädern weit fortgeschleudert wurde. Die Passagiere des Automobils kamen mit dem Schrecken davon, auch der Chauffeur, dem eigentlich ein Denkkzettel zu gönnen gewesen wäre. Eine blödsinnige Gewohnheit diese, die aber fast alle Chauffeure haben, um jeden Preis einen vor ihnen fahrenden Straßenbahnwagen überholen zu müssen. Wenn die Straße breit genug und kein anderes Fuhrwerk in der Nähe ist, mag es ja angehen, obwohl das Rasen überhaupt ebenso gefährlich wie, in den meisten Fällen wenigstens, unnötig ist. Wenn aber der Platz beengt ist oder an der betreffenden Stelle viel Verkehr herrscht, müßte dieses „Vorfahren“ streng verboten werden. Fußgänger, die einem Straßenbahnwagen ausweichen, können sich vor einem plötzlich hinter diesem hervorschießenden Automobil oft nur durch einen Sprung retten, der die ganze Straßengewandtheit des Großstädtlers verlangt. Man stelle sich einmal an das Ende der Rua Direita, wo der Viadukt anfängt, um das zu beobachten. Gerade an dieser Stelle haben es die aus der Stadt kommenden Automobile immer schrecklich eilig, auf den Viadukt und damit in „freieres Fahrwasser“ zu kommen. Kommt es dabei wirklich auf eine Achtel- oder Zehntelminute an? Wir gewöhnen uns dieses nervöse Hasten im Straßenverkehr überhaupt viel zu sehr an, auch wenn wir nicht von Beruf Chauffeur sind. Da sieht man jeden Augenblick Leute, denen man es ansieht, daß sie es garnicht so furchtbar eilig haben, sich mit Lebensgefahr zwischen zwei Straßenbahnwagen durchdrücken, womöglich bei Regenwetter und mit aufgespanntem Schirm. Warum? Aus Gedankenlosigkeit. Eine halbe Minute Abwarten würde ihnen nicht das Geringste ausmachen. Sie macht übrigens auch in den allermeisten Fällen dem nichts aus, der es wirklich eilig hat.

— Gestern vormittag zwischen 9 und 10 Uhr passierten in unserer Stadt nicht weniger als drei Unglücksfälle. Ein Straßenbahnwagen rempelte in der Rua do Gazometro einen Lastwagen an, dessen Kutscher Victor Lapiscope vom Bock geschleudert wurde und am Vorderarm, am rechten Bein und an der Hüfte verwundet wurde. Der Fahrer des Straßenbahnwagens wurde nicht verhaftet. — In der Rua das Palmeiras wurde der 17jährige Benedicto Cardoso, der in einem Geschäft angestellt ist und Rua Camaragipe Nr. 18 wohnt, von dem mit der bekannten Eile daherrasenden Automobil Nr. 212 überfahren. Er wurde schwer am Kopfe verletzt und hat auch sonst noch Abschürfungen und Quetschungen davongetragen. Der Chauffeur bekam vorläufig eine Geldstrafe von 50 Milreis aufgebremmt. Wir sagen „vorläufig“, denn wir nehmen an, daß es damit nicht abgetan ist, sondern daß er auch wegen der Körperverletzung zur Verantwortung gezogen wird. — Der Maurer José Francisco Peixoto, der an einem Neubau in der Rua de Santa Luzia arbeitete, bekam einen der Ziegel an den Kopf, die in der üblichen Weise von der Straße nach dem Neubau hinaufgeworfen wurden. Alle drei Verunglückten wurden auf der Polizeizentrale untersucht und dann ins Krankenhaus gebracht. Am schlimmsten ist der von dem Automobil überfahrene junge Mensch zugerichtet.

— Wie wir schon meldeten, feiert heute Seine Majestät König Georg V. von England seinen 46. Geburtstag. Wir schließen uns gern der Reihe derjenigen an, die seinem hiesigen Vertreter, Herrn Konsul O'Sullivan Beare, zu diesem Tage ihre Glückwünsche aussprechen.

— Zu dem Zustand des vorgestern verunglückten Fliegers Alao de Queiroz trat gestern nach 2 Uhr nachmittags eine Wendung zum Schlimmeren ein, sodaß man ernstlich um sein Leben besorgt ist. Sehr viele Leute haben sich nach dem Befinden des Verunglückten erkundigt, u. a. auch sein Kollege E. Plauchut.

— Bei den Arbeiten, die jetzt in der Nähe von Ipiranga vorgenommen werden, um Erde nach der Varzea do Carmo zu leiten, fand gestern ein Arbeiter zufällig in einem alten Graben ein Paket mit 8505 Bundesstempelmarken von 2, 3 und 5 Milreis, die zusammen einen Wert von 27:125\$000 haben würden — wenn sie nicht falsch wären. Der Arbeiter meldete nämlich seinen Fund auf der Polizei, die die Marken untersuchte und als falsch erkannte. Wer das „wertvolle“ Paket dort deponiert hat, das in eine Nummer des „Estado de S. Paulo“ vom 6. November vorigen Jahres eingewickelt war, wird wohl niemals herauskommen.

— Herr Dr. Clodomira Pereira da Silva hat seine im „Estado de S. Paulo“ unter dem Titel „Das Verkehrsproblem in Brasilien“ („O Problema da Viagem no Brasil“) erschienenen interessanten Artikel zu einem Buche vereinigt, das bereits in den Buchhandlungen zu haben ist.

Polytheama. Gestern debütierte die Gesellschaft José Ricardo mit der Operette „Der lustige Bauer“. Schon lange vor dem Beginn der Vorstellung war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt. Man war eben gespannt auf die Leistungen der Gesellschaft, denn die nicht eben neue Operette hätte solches Interesse wohl nicht erregt. Und man wurde nicht enttäuscht. José Ricardo war in Maske und Spiel ein meisterhafter Vertreter der Titelrolle, wenn er auch kein Sänger ist. Letzterer Umstand beeinträchtigte einigermaßen die Wirkung seines prächtigen Spiels. Die übrigen Rollen waren gut besetzt, besonders gefielen die Damen Esther Berenger und Abigail Maia und die Herren Mattos und Silva. Heute Wiederholung desselben Stückes.

S. Paulo, Montag, den 5. Juni

— Der Präfekt übersandte den von Herrn Bouvard entworfenen Plan zur Verschönerung der Hauptstadt mit einem Begleitschreiben dem Ackerbausekretär.

— Die Präfektur machte der Light and Power darauf aufmerksam, daß es besser wäre, wenn die Straßenbahnwagen der neuen Linie Braz—Bom Retiro nicht in der Rua Rubino de Oliveira, sondern auf dem Largo da Concordia oder vor der Nordstation ihren Haltepunkt hätten. Das entspräche den Wünschen der Bevölkerung und hätte außerdem noch den Vorteil, daß die Stationen der Zentralbahn und der S. Paulo Railway auch durch eine direkte Straßenbehnlinie verbunden würden.

— Mit dem Dampfer „Savoia“ tritt heute Herr Otto Weiszflog, Teilhaber der graphischen Anstalt Weiszflog Irmãos, in Begleitung seiner Familie eine Europareise an. Wir wünschen glückliche Reise und frohe Wiederkehr.

— Der am Sonnabend stattgehabte Pfingstball des Deutschen Turnvereines, Stammverein S. Paulo, war, wie vorauszusehen, sehr gut besucht und das dokumentiert die großen Sympathien, deren sich dieser Verein erfreut. Die beiden Lustspiele wurden mit großem Geschick zum allgemeinen Ergötzen der Zuschauer gespielt. Man muß anerkennen, daß der Dilettantismus hier Ausgezeichnetes leistete. Der Ball war sehr animiert und dauerte bis in die Morgenstunden. Wir danken verbindlichst für die Einladung und wünschen, daß der Verein auf der eingeschlagenen Bahn, neben der ersten Turnerei auch Geselligkeit und Gemütlichkeit zu pflegen, unbeirrt fortfahren möge.

— Die brasilianische Juteweberei (Companhia Nacional de Tecidos de Juta) hat Sonnabend im Stadtviertel Belemzinho ein großes Terrain angekauft, um daselbst eine große Baumwollspinnerei-, weberei-, bleicherei und -druckerei zu errichten. Der Bauplatz allein kostet 500 Contos. Die hiesigen Direktoren der Gesellschaft sind die Herren Alexandre Leslie und José Rodrigues Costa.

— Am 30. April dieses Jahres befanden sich gewöhnliche (nicht in Gold umwechselbare) Banknoten im Gesamtbetrag von 617.465:008\$500 in Umlauf, am 31. Mai waren es noch — 616.829:887\$500, es ist also eine Abnahme von 635:121\$000 zu verzeichnen, die auf Umwechseln in Metallgeld zurückzuführen ist, und zwar wurden in Silber... 563:658\$000, in Nickel 70:399\$000 und in Bronze.... 1:064\$000 eingewechselt.

— Wie leider bereits seit Freitag zu befürchten war, ist der Flieger Alaor de Queiroz, der Donnerstag seinen ohne die notwendigen Vorkenntnisse unternommenen Aufstieg mit einem entsetzlichen Sturz büßen mußte, Sonnabend früh gestorben. Er wollte — wie er oft sagte — berühmt werden, berühmt um jeden Preis. Leider ist es ihm gegangen wie so vielen: sein Flug dem Ruhme entgegen wurde zu einem Ikarus-Flug, nach dem er sich mit zerschmetterten Gliedern am Boden wieder fand. Der Unglückliche wurde Sonnabend nachmittag um 2 Uhr beigesetzt. Er war im Staate S. Paulo geboren und 30 Jahre alt, sein Vater, Herr José de Paula Queiroz Junior, ist Apotheker und lebt jetzt in Petropolis. Alaor de Queiroz war übrigens Student an der hiesigen Rechtsfakultät und zwar gehörte er dem zweiten Jahrgange an.

— Sonnabend morgen beauftragte der Schuhmacher Chiamairelli, der zu Hause für die Rua de S. Bento 41 befindliche Schuhwarenhandlung arbeitet, seinen Sohn Francisco damit, einige Paar Schuhe, die eben fertig geworden waren, dazuzutragen. Als der Junge sein Ziel erreicht hatte, sprach ihn ein bescheiden gekleideter Unbekannter an, der ihn bat, einen Brief für ihn in der Rua Direita abzugeben. Der

Junge hatte zwar Bedenken, da ihm aber der Fremde den fürstlichen Lohn von 500 Reis pränumerando auszahlte und außerdem so freundlich war, die Schuhe einstweilen zu halten, machte er sich schließlich auf den Weg. Natürlich fand er bei der Rückkehr weder den Auftraggeber noch die Schuhe vor, die er — für 500 Reis losgeworden war. Er lief zwar zur Polizei, aber die konnte ihm auch nicht helfen. Vielleicht erwischt sie den Lumpen noch, wenn er die billigen Schuhe zu verkaufen sucht. Warum prägen aber auch die Eltern ihren Kindern nicht ein, sich auf der Straße auf keinen Fall mit Unbekannten einzulassen?

— Der Maurer Manuel de Souza Soares ist mit Angelina Viveiros verheiratet, aber nichts weniger als glücklich, denn sie liebt ein freies Leben und hat ihren Manuel schon öfters sitzen lassen, so auch dieser Tage wieder, wobei sie diesmal auch noch ihr kleines Söhnchen schwerkrank bei dem Vater zurückließ. Das war selbst den geduldigen Manuel zu viel, der seine Frau trotz ihrer Fehler immer gut behandelt hatte. Er fuhr Sonnabend nach Santos, wo seine ungetreue Angelina sich aufhalten sollte, fand sie aber nicht — jedenfalls zu ihrem Glück, denn er scheint schlimme Absichten gehabt zu haben. So kehrte er nach S. Paulo zurück und begab sich zu seinen in Saracura Grande wohnenden Eltern. Er war zwar niedergeschlagen, aß und trank aber und ließ sich nichts Besonderes anmerken. Nach dem Essen zog er sich in ein Zimmer zurück, um, wie er sagte, ein wenig auszuruhen. Nach einigen Augenblicken hörte man jedoch einen Schuß fallen, und als man in das Zimmer stürzte, lag Manuel mit einer Kugel in der Stirn am Boden. Den Revolver hielt er noch krampfhaft fest. Er wurde in fast hoffnungslosem Zustand im Ambulanzautomobil der Polizei ins Krankenhaus gebracht.

— Von der letzten Munizipalkammersitzung ist wenig zu bemerken, sie wurde fast ganz von Beschlußfassungen administrativer Natur in Anspruch genommen, die kein allgemeineres Interesse haben. Herr Armando Prado kam in sehr energischer Weise auf verschiedene Dinge zu sprechen, die schon lange der Erledigung harren, wie auf die „halben Kosten“, die die Kammer den Gerichtsbeamten schuldet und nicht auszahlt, die Talgschmelzereien, die des üblen Geruches wegen, den sie verbreiten, nun endlich definitiv aus der Nähe menschlicher Wohnungen verbannt werden sollen, endlich kam er auch auf einen Gegenstand, mit dem auch wir uns dieser Tage ausführlich beschäftigt haben: die Arbeiterwohnungen. Wir sprachen von dem liegen gebliebenen Projekt des Dr. Villaboim, Herr Armando Prado sagte, seiner Zeit sei in der Munizipalkammer solcher Lärm und soviel Wesens um die Frage gemacht worden, daß man glauben mußte, es werde wirklich etwas geschehen — dann aber wurde alles still. Er schloß mit dem Antrag, bei der Präfektur anzufragen, wie die Sache stehe und ob die damals für den Bau von Arbeiterwohnungen in Aussicht gestellten 1000 Contos noch für diesen Zweck verfügbar seien. Nun, wie es scheint, ist Herr Armando Prado — ebenso wie manche seiner Kollegen, — ja entschlossen, gewisse Sachen nicht ruhen zu lassen, bis sie, so oder so, erledigt sind.

— Am 6. dieses Monats dürfte die große französische, von der Schauspielerin Nina Sanzi, die bekanntlich in Brasilien geboren ist, geleitete dramatische Gesellschaft im Theater Sant'Anna ihre Antrittsvorstellung geben. Das Repertoire der Gesellschaft besteht aus den Stücken „Aiglon“, „Chantecler“ (beide von Rostand), „La Dame aux Camélias“ und „Les Aveugles“. Die Zeichnungslisten liegen im Café Guarany aus.



**Damen** (m. illeg. Kind., körp. Fehl.) 5 bis 500.000 Mk. Verm., wünschen bald. Heirat. Nur Herren (w. a. ohne Verm.), bei denen gegen eine schnelle Heirat kein Hindern. vorliegt wollen sich melden bei **L. Schlesinger, Berlin 18.**

S. Paulo, Dienstag, den 6. Juni

— Die Staatsregierung hat mit dem Bankhause Henry Schroeder u. Co. eine neue Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling kontrahiert. Die Anleihe ist kurzfristig, denn als Garantie werden Schatzwechsel ausgegeben, die auf 5000 und 1000 Pfund Sterling lauten und bereits nächstes Jahr fällig sind und das Datum des 1. dieses Monats tragen. Die Wechsel werden einen Diskont von 7 Prozent haben, die Regierung erhält also 93 Prozent des Nominalbetrages. Jedenfalls wird diese Anleihe vor Verfall in eine andere, vielleicht noch höhere mit längerer Frist umgewandelt werden, da der Staat voraussichtlich noch manches Anleihebedürfnis haben wird.

— Wie wir schon kurz meldeten, hat die „Banque Brésilienne Italo-Beige“ hier ihre Operationen eröffnet. Wir empfangen zwei Zirkulare der Bank, deren eines die Unterschriften der Geschäftsleiter und der Mitglieder des lokalen beratenden Komitees in Faksimiledruck enthält. Geschäftsführender Direktor ist Herr Felix Delaborde, Subdirektor Herr Umberto Lombroso, Prokurist Herr Richard Elmenhorst. Dem beratenden Komitee gehören an die Herren Dr. Francisco Ferreira Ramos, Coronel Antonio Carlos da Silva Telles, Dr. Francisco de Paula Ramos de Azevedo und Ermelino Matarazzo.

— Gestern morgen kam mit dem Luxuszuge der russische Gesandte. Herr Maximow, von Rio hier an. Er besuchte die verschiedenen hiesigen Konsulate und wurde vom französischen Konsul, Herrn Jacques Dupas, dem Staatspräsidenten vorgestellt. Herr Maximow, der russischer Offizier war und den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hat, äußerte den lebhaften Wunsch, unsere Staatspolizeitruppen exerzieren zu sehen. Heute morgen findet in Erfüllung dieses Wunsches des Gesandten eine größere Uebung in der Varzea do Canindé statt, bei der Infanterie und Kavallerie zur Verwendung kommt und die von dem Coronel Alexandre Gama und dem Tenente-Coronel Forzinetti kommandiert wird, da sowohl der Coronel Balagny wie der Coronel Baptista da Luz nicht hier anwesend sind. Da auch der Justizsekretär abwesend ist, macht an seiner Stelle Herr P. Prado die Honneurs.

— In der Nacht von vorgestern zu gestern ist hier ein Einbruchsdienststahl passiert, der zu denken gibt, weil man nämlich annehmen muß, daß eine Diebsbande ihre Operationen eröffnet hat, die über dem Durchschnitt des kleinen Spitzbubengesindels steht, das hier Gelegenheitsdiebstähle und dergleichen verübt. Man hat lange nicht von einem ähnlich frechen Einbruche gehört. In der Rua 15 de Novembro, Ecke der Rua Anchieta, also in nächster Nähe der Polizeizentrale, befindet sich im Erdgeschoß das bekannte Modenwarengeschäft „Casa Paiva“ der Herren Fortes u. Co. Im oberen Stock sind verschiedene Kontore, Schneiderinnenatelier etc. untergebracht. Als die Angestellten gestern früh die „Casa Paiva“ betreten, fiel ihnen sofort auf, daß die Tür, die nach dem kleinen Hofraum des Gebäudes führt, gegen alle Gewohnheit offen stand und deutliche Spuren angewandter Gewalt zeigte. Als die Angestellten den Hof betraten, fanden sie zwei von den zu der Ladeneinrichtung gehörenden Leitern mit Stricken zusammengebunden an ein Fenster des ersten Stockwerks gelehnt. Mittlerweile war einer der Teilnehmer des Geschäfts, Herr Francisco Fortes, eingetroffen, dessen erster Gedanke der Geldschrank war. Seine schlimm-

sten Befürchtungen waren leider berechtigt: man fand den Schrank angebohrt und erbrochen vor, von dem Inhalte fehlte das Bargeld im Betrage von 12 Contos! Die Untersuchung hat ergeben, daß die Diebe mittels Nachschlüssels von der Rua 15 de Novembro aus in das Kontor eines Rechtsanwalts eingedrungen sind, das sich im oberen Stockwerk befindet. Von da gelangten sie in ein Zimmer, das ein Fenster nach dem oben erwähnten kleinen Hof hinaus hat. Mittels eines mitgebrachten Strickes, in den sie einige Knoten machten, kletterten sie in den Hof hinunter, bohrten die Hintertür des Geschäftslokals der „Casa Paiva“ an und gelangten so in das Innere. Das übrige ist bekannt. Zum Rückwege benutzten sie natürlich statt des Strickes die bequemerem Leitern, die sie mit ihrem Strick zusammenbanden. Die Polizei nahm photographische Aufnahmen von Fußspuren und Fingerabdrücken, die sich an verschiedenen Stellen fanden. Es ist nicht unmöglich, daß die Fingerabdrücke auf bestimmte, der Polizei schon bekannte Gauner hinweisen — damit hat man sie freilich noch nicht.

— Gestern mittag entstand in der früher dem Conde Alvares Penteado gehörenden Weberei in der Rua Florida ein Brand, der jedoch von den Arbeitern mit Leichtigkeit gelöscht wurde, ohne daß sich das Eingreifen der Feuerwehr, die von dem Feuerwehrdepot in der Avenida Martin Burchard herbeigeeilt war, nötig gemacht hätte. Das Feuer war also unbedeutend, der angerichtete Schaden auch, denn nur ein Webstuhl wurde beschädigt, aber die Panik, die ausbrach, war sehr lebhaft. In dem Gedränge wurden eine Arbeiterin und ein jugendlicher Arbeiter leicht verwundet.

— Die „Findigkeit“ unserer Post hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Herr J. P. Cardoso, ein Rua do Rosario Nr. 13 etablierter Geschäftsmann, hat nun schon zum zweiten Male einen an Herrn Dr. A. Theiler, Pretoria (Transvaal), adressierten Brief zugestellt erhalten, obgleich die Adresse deutlich lesbar ist und er den Brief das erste Mal zurückgegeben hat. Wir können uns das nur so erklären, daß die Postbeamten den Namen des Adressaten überhaupt nicht lesen (was ja auch nicht nötig ist) und daß sie statt „Pretoria 13“ (Postamt 13), wie jedenfalls die Adresse lautet — Rosario 13 (Rua do Rosario 13, S. Paulo) lesen. Oder weiß jemand eine andere Erklärung für die postalische Hartnäckigkeit?

— Einem großen deutschen Tauschblatte in Berlin entnehmen wir nachstehende Notiz: „In diesem Sommer wird in Brasilien, mit Sitz in S. Paulo, die erste deutsche Fluggesellschaft gegründet werden, deren Aufgabe es ist, in Südamerika Schauflüge zu veranstalten und Apparate zu bauen. Der Leiter des Unternehmens, Herr Edmund Bohlig, der vor einigen Monaten nach Deutschland gekommen ist und in den nächsten Tagen seine Führerprüfung ablegen wird, hat einen Albatros-Doppeldecker mit 70-PS-Renault-Motor angekauft, der nach Brasilien gesandt wird. Bohlig gedenkt sich an der Nationalen Woche zu beteiligen und dann die Rückreise nach S. Paulo anzutreten.“

— Bei dem vorgestrigen Ligaspiel zwischen dem The São Paulo Athletic-Club und dem Sport-Club Americano siegte wiederum die 1. Mannschaft der Engländer, wenn auch nur mit dem geringen Erfolg 4:3 Goals. Man war erstaunt über die erst vor kurzem gebildete Mannschaft der Amerikaner, sie war den Engländern ein scharfer Gegner und machte auf das Publikum einen angenehmen Eindruck. Die 2. Mannschaft der Amerikaner siegte mit 5:1 Goals.

## Muniziplen.

Vom 30. Mai

Santos. Sonntag kamen hier 558 Einwanderer an, nämlich außer den bereits gemeldeten 403, die mit den Dampfern „Ré Umberto“ und „Principe di Udine“ ankamen, 13 mit dem Dampfer „Irapuca“, 141 mit dem französischen Dampfer „Formosa“ und 1 mit dem englischen Dampfer „Byron“. 235 spanische Einwanderer gingen mit dem Nachmittagszug nach S. Paulo weiter. Montag kamen mit verschiedenen Dampfern im ganzen 57 Einwanderer an, 15 auf eigenen Kosten angekommene wurden mit dem Zweihurzuge nach S. Paulo geschickt.

— Vorgestern fand hier in den Räumen des „Real Centro Portuguez“ die konstituierende Versammlung des „Centro Nortista“ statt, das die zahlreichen hier ansässigen, aus den Nordstaaten Brasiliens stammenden Elemente unter seinem Banner zu vereinigen trachtet. Der Zweck der neuen Gesellschaft soll besonders der sein, dahinzuwirken, daß die Nordstaaten aus ihrer Vergessenheit herausgerissen und aus ihrer Schläfrigkeit aufgerüttelt werden, damit sie den ihnen gebührenden Platz in der Reihe der Bundesstaaten einnehmen. Es wurde ein provisorisches Präsidium unter dem Vorsitz des Herrn João Colleto dos Santos und eine Kommission gewählt, die möglichst alle Nordstaatler zum Beitritt bewegen soll.

Barretos. Auf einer „Fazenda“ der hiesigen Gegend ist ein neuer „Heiliger“ aufgetaucht. Er hat alle Eigenschaften eines solchen, einen langen Bart, langes, ungekämmtes Haar, ein Gefolge von fanatischen Anhängern, die fest an seine „Wunder“ glauben. Er ist über 50 Jahre alt, Junggeselle und erinnert lebhaft an seinen Kollegen, den heiligen Antonio Conselheiro von Canudos unheimlichen Angedenkens, nur daß er nicht Antonio heißt, sondern eine neue Auflage des heiligen Francisco darstellt, er heißt nämlich Francisco Mioschi und war früher Küster oder Kirchendiener oder so etwas in Neapel und in Rom. Das hat natürlich die Polizei herausgebracht, die ihre Nase ja in alles stecken muß. Jedenfalls handelt es sich um einen Schlaumeier, der den leicht geweckten religiösen Fanatismus und den naiven Glauben des Landvolkes ausbeutet. Es könnte ja auch sein, daß er selbst an sich glaubt, wie das Antonio Conselheiro auch tat. Auf jeden Fall sollten die Behörden — nicht zuletzt die geistlichen — solchem Unfug möglichst schnell ein Ende machen. Etwas Vernünftiges kann dabei nicht herauskommen, aber desto mehr Unheil entstehen. Es wäre gut, wenn die Polizei dem neuen Heiligen, je nach Lage der Sache, nach Juquery — oder nach Neapel zurückschicken wollte, damit er den guten Leuten im Innern die Köpfe nicht verdreht.

Jacarehy. Auf eine nicht ganz aufgeklärte Weise fand im Elektrizitätswerk „Potim“, das für unsere Stadt die elektrische Energie liefert, der Angestellte Nestor Medeiros den Tod. Seine Kollegen fanden ihn auf der Dynamomaschine liegend tot vor, der Körper war zum Teil verkohlt. Jedenfalls hat er sich über die Maschine gebeugt und irgend einen stromführenden Teil berührt, wodurch er getötet wurde. Er hinterläßt eine Witwe und fünf Kinder.

— Die Aktiengesellschaft für Strumpffabrikation „Hoffmann“ (Companhia Fabrica de Meias Hoffmann - Jacarehy) hält heute ihre Generalversammlung ab, in der für das Geschäftsjahr 1910 die Verteilung einer Dividende von 14 Prozent auf das eingezahlte Aktienkapital (19\$600 pro Aktie in Nominalwerte von 200 Milreis) vorgeschlagen werden wird.

Mogy-Guassu. Als sich vorgestern nachmittag Herr Pedro de Souza Franco zu Pferde von der Stadt nach seinem Gute begeben wollte, wurde er unterwegs von dem Spa-

nier Antonio Mendes überfallen, der aus allernächster Nähe einen Pistolenschuß auf ihn abgab. Durch eine rasche Bewegung gelang es Herrn Souza Franco, die Richtung des Schusses zu verändern, sodaß die Kugel nicht ihn, sondern den Kopf seiner Pferde traf. Der Angreifer entfloh.

Amparo. Vorgestern nachmittag fuhr der Fuhrmann João Baptista Gossi mit einem schweren Lastwagen eine Ladung landwirtschaftlicher Gerätschaften nach der Musterpflanzung „Dr. Padua Salles“. Unterwegs wurden die Zugtiere scheu, Gossi wurde vom Bocke geschleudert und geriet unter die Räder. Er wurde in hoffnungslosem Zustande ins Hospital „Anna Cintra“ gebracht.

Bragança. Durch die Verlängerung der Bragantina-bahn bis an die Grenze von Minas Geraes werden außer der in nächster Nähe von Bragança gelegenen Station Lavapés noch 3 weitere notwendig. Eine von ihnen wird im Bezirk Curitybanos, die zweite unter dem schönen Namen Guarypocaba bei der Besetzung, die dem verstorbenen Alferes Sabino de Camargo gehörte, die dritte an der Grenze von Minas Geraes angelegt werden. Lavapés wird die Hauptstation von Bragança, die jetzige Station Bragança wird den Namen Taboão erhalten.

Pindamonhangaba. Herr Oliveira Botelho, Konzessionär der Eisenbahn von Guaratingueta nach Pindamonhangaba hat die Vorarbeiten schon angefangen, sodaß Aussicht auf eine baldige Verwirklichung der Verbindung ist. Die neue Linie wird an dem linken Ufer des Parahyba-Flusses hingehen und sich mit der Bahn nach Campos do Jordão vereinigen. Die Ländereien in der Flußniederung eignen sich ausgezeichnet zum Anbau von Reis.

— Die großen Wälder an den Abhängen der Serra da Mantiqueira haben die Aufmerksamkeit von Industriellen aus S. Paulo auf sich gezogen, die die Wälder besucht haben und überrascht sind von ihrem Reichtum an Nutzhölzern. Sie beabsichtigen, die Wälder zu erwerben, um den Holzreichtum auszubeuten. — So ist's recht, man holze nur die Gebirge ab, die Folgen werden schon nicht auf sich warten lassen. Wenn wenigstens die Unternehmer zum Wiederaufforsten gezwungen würden!

Batataes. Am 3. und 4. Juni werden hier große Festlichkeiten zur Feier der Einweihung der Schulgruppe „Dr. Washington Luiz“ und der zootechnischen Station stattfinden. Die Staatssekretäre werden voraussichtlich sämtlich an den Feierlichkeiten teilnehmen, die, nach den getroffenen Vorbereitungen zu urteilen, ganz besonders glänzend sein werden. Von S. Paulo kommt die Polizeikapelle, 120 Mann stark unter ihrem Dirigenten Tenente Antão Fernandes, außerdem sind von Franca und Ribeirão Preto zwei Musikkapellen verschrieben. Am 3. Juni nachmittags 6 Uhr findet die Eröffnung der zootechnischen Station statt, um 7 Uhr ein großes Bankett, wobei das Orchester „Tristão“ aus Franca, das unter der Leitung einer Dame, Fräulein Maria de Almeida, steht, die Tafelmusik stellen wird; um 9 Uhr abends die Festsitzung der Munizipalkammer, darauf großes Konzert durch die Polizeikapelle, für die ein eleganter Musikpavillon erbaut wurde. Sonntag, den 4. Juni ist vormittag feierlicher Empfang der Gäste, dann erfolgt um 12 Uhr mittags die Einweihung des neuen Schulgebäudes, um 3 Uhr wird das Bild des Herrn Dr. Washington Luiz in der Aula der Schule enthüllt, wo auch die Bilder des Herrn Padua Salles, Carlos Guimarães etc. angebracht werden. Die Ausschmückung der Straßen ist bereits im Gange, auch die Arbeiten zur festlichen Beleuchtung der Stadt wurden bereits in Angriff genommen.

Minas. Die Staatsregierung hat Herrn Lucas Tobias de Magalhães die Konzession für eine Eisenbahnlinie verliehen, die, von der Stadt Passos ausgehend und dem linken Ufer des Rio Grande folgend, durch das Munizip Piumby gehen und an dem geeignetsten Punkte sich mit der Goyaz-

# CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung

Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

Bahn vereinigen wird, etwa in Distrikt Arcos, Munizip Formiga.

— Die Verpachtung der elektrischen Licht- und Straßenbahnanlage in Bello Horizonte wird auf dem Wege öffentlichen Ausschreibens vergeben werden. Es sollen ungefähr 10 ernsthafte Bewerber vorhanden sein.

— In Juiz de Fora wird viel davon gesprochen, daß, falls Dr. Belisario Tavora doch „amtsmüde“ werden, d. h. wegen der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Beschuldigungen und Vorwürfe sich nicht mehr halten können sollte, der Staatsdeputierte und Chefredakteur des „Jornal do Commercio“ (von Juiz de Fora, notabene), Dr. Francisco Valladares, alle Aussicht hat, sein Nachfolger zu werden. Herr Dr. Valladares ist ein persönlicher Freund des Bundespräsidenten und hat seinerzeit in dem Wahlkampfe der Sache seiner Partei hervorragende Dienste geleistet. — Nun, hoffentlich hat er auch sonstige gute Eigenschaften, besonders solche, die ein Polizeichef haben soll.

Vom 1. Juni

Santos. Vorgestern, als der Dampfer „Avon“ der Royal Mail hier durchkam, ist es gelungen, einem Kaften seine Beute, eine junge Französin, wieder abzuführen. Der gefährliche Mensch, Alfred Schomall heißt er oder gibt er vor zu heißen, hat in Paris die 18 jährige Berthe Courtois zu beschwatzen verstanden, jedenfalls unter dem Versprechen, sie zu heiraten, daß sie ihm nach England folgte, um sich mit ihm nach Buenos Aires einzuschiffen. Einmal an Bord, merkte sie bald, wem sie in die Hände gefallen war und was ihr bevorstand. Auf der Reise lernte das arme Ding, das aus einer anständigen Arbeiterfamilie stammt, eine Dame, die Witwe eines englischen Diplomaten, kennen, die nach Santos feiste, und vertraute ihr an, welch traurigem Schicksal sie entgegenging. Die Dame versprach ihr, in Santos für ihre Befreiung zu sorgen. Als Berthe Courtois jedoch mit ihrer Beschützerin das Schiff verlassen wollte, verhinderte sie der Kaften daran, der seine Beute natürlich nicht verlieren wollte. Er gab sich, um sein Recht auf sie zu beweisen, als ihren Ehemann aus. Die Beschützerin Berthes wandte sich jedoch an das französische Konsulat, und dieses an die Hafenpolizei, und Schomall oder wie der Lump heißt, war seine „Frau“ los, ehe er sich versah. Dafür hatte er aber einen handfesten Matrosen von der Hafenpolizei zur Gesellschaft bekommen, der so aufmerksam war, ihn nicht aus den Augen zu lassen, bis das Schiff abfuhr. „Ist fatal, bemerkte Sellich, aber diesmal für mich!“ kann er nun mit Wilhelm Busch sagen. Das Mädchen hat einstweilen bei ihrer Retterin Unterkunft gefunden.

Botucatu. Auf der Besetzung des Herrn Manuel da Conceição zwischen Victoria und 13 de Maio wohnten in einer Hütte die drei Holzfäller José Gianelli, Antonio Paganini und Antonio Soundso, letzterer ein Caboco. Jeden Sonnabend pflegten sie sich eine Flasche Schnaps zu kaufen und sich einen vergnügten Abend zu machen. So auch letzten Sonn-

abend wieder. Diesmal erhitzte jedoch der Schnaps die Gemüter mehr als sonst und es kam zu einem heftigen Streite zwischen Gianelli und dem Caboco. Paganini kümmerte sich nicht weiter darum, sondern schlief ruhig die ganze Nacht. Als er aufwachte, fand er Gianelli tot daliegen, mit einem Messerstich im Herzen. Der Caboco war verschwunden und ist es bis heute geblieben.

Batataes. Der bekannte im hiesigen Munizip ansässige Viehzüchter Herr Joaquim Prudente schickte per Eisenbahn zwei sehr schöne junge Zuchtstiere von der Caracu-Rasse nach Juiz de Fora an den Coronel Alfredo Rezende. Die Tiere waren von Herrn Paiva Leite ausgesucht worden, der sogar photographische Aufnahmen von ihnen an den Käufer schickte. Daran ist nun nichts Besonderes. Was aber höchst verwunderlich ist, ist, daß sich die beiden Zuchtstiere unterwegs in zwei junge Kühe verwandelten, wenigstens kamen sie bei dem Coronel Rezende als solche an. Die ganze Gegend ist bemüht, dieses Wunder der Natur aufzuklären. Vielleicht weiß es der heilige Mann in Barretos.

Itararé. Heute wird die Telephonverbindung zwischen Itararé, Faxina, Itaporanga und anderen Orten eingeweiht. Das Unternehmen gehört den Herren Abel Cunha und João Gurgel.

Barretos. Eine nordamerikanische Gesellschaft hat die große, in unserem Munizip gelegene Besetzung des Herrn Sallustiano Antonio da Silveira angekauft, die 3000 Alqueires (zirka 7500 ha) groß und 12 Meilen von der Stadt entfernt ist. Der Viehbestand beträgt 3000 Stück, der Kaufpreis 430 Contos.

Vom 2. Juni

Santos. Die Sanierungskommission, die mit der Ausarbeitung eines großen Planes für das „neue Santos“ beschäftigt ist, hat diese Arbeit fast vollendet. Nach dem neuen Plane, der öffentlich ausgestellt werden wird, wird Santos eine Avenida Beira-Mar nach dem Muster von Rio bekommen, die von einem Ende des Strandes bis zum andern reichen wird, andere große Prachtstraßen werden Villa Mathias, Villa Macuco, Campo Grande usw. schneiden. Mehrere große Parke und zahlreiche Gartenanlagen werden das Bild verschönern helfen. Durch den Morro do Fontana soll ein Tunnel gebohrt werden, der das Stadtzentrum mit Villa Mathias verbinden soll. Die Verschönerungspläne wurden der Munizipalkammer bereits unterbreitet, sie hat sich aber noch nicht dazu geäußert. — Nun, wir werden es wohl auch nicht erleben, daß das Alles ausgeführt wird.

— Mit dem englischen Dampfer „Aldergate“ sind 10.000 Kilos Dynamit nebst der nötigen Menge Zündkapseln, Zündschnur etc. für die Goyazbahn angekommen.

— Der Verwalter des staatlichen Steueramts erhielt eine Denunziation, daß ein bekanntes Kaffeexporthaus für eine Partie von 2000 Sack Kaffee nur den gewöhnlichen Ausfuhrzoll bezahlt habe, obgleich sich eine große Menge Kaffee von einem niedrigeren Typ als 7 darunter befände. (Solcher Kaffee zahlt 20 Prozent Ausfuhrzoll). In der Tat wurden unter den 2000 Sack, die sich bereits an Bord des deutschen Dampfers „Würzburg“ befanden, eine Anzahl gefunden, die unter Typ 7 stehenden Kaffee enthielten. Der Kaffee wurde beschlagnahmt und die betreffende Firma reichte eine neue Zollerklärung ein.

— Während des verflossenen Monats kamen hier 3703 Einwanderer an, von denen durch Vermittelung des Einwanderungsinspektorats 1499 nach S. Paulo geschickt wurden, von denen 413 auf Kosten der Staatsregierung reisten. Vom 1. Januar bis 31. Mai dieses Jahres kamen 16.684

Einwanderer hier an, von denen 6581 von der Regierung freie Passage nach S. Paulo erhielten.

**Jundiahy.** Schon letzthin meldeten wir, daß die Société Financière Franco Brésilienne fast alle Aktien der Weberei S. Bento aufgekauft habe. Die Nachricht bestätigt sich. Das Geschäft wurde durch die Firma Nathan in S. Paulo vermittelt. Die Zahl der Webstühle soll nun auf 1000 gebracht werden, auch sind verschiedene andere Verbesserungen beabsichtigt.

**S. Carlos.** Gestern nachmittag um 5 Uhr 15 Minuten nachmittags flog mit einem furchtbaren Krachen die Pulver- und Feuerwerkskörperfabrik von João Rugonesi in der Vorstadt Villa Pureza in die Luft. In der ganzen Stadt stürzten die Bewohner erschrocken auf die Straße, da man unwillkürlich an ein Erdbeben oder dergleichen dachte. Die beiden Arbeiter, die gerade in der Fabrik beschäftigt waren, der 31jährige Manuel Garcia de Campos und der 13jährige João Ruiz Filho, verloren beide das linke Bein und trugen auch sonst schwere Brandwunden am ganzen Körper davon, doch hofft man, daß sie am Leben erhalten werden können. Die Explosion wurde, soviel man weiß, durch einen Zufall veranlaßt. Schon vor 3 Jahren fand übrigens in derselben Fabrik schon eine Explosion statt.

**Socorro.** In der Nacht von vorgestern auf gestern versuchten Diebe in die hiesige Telephonzentrale einzubrechen, wurden aber von den Angestellten mit Hilfe der Nachbarn verjagt. Um polizeiliche Hilfe konnte man nicht bitten, da — auf der Polizeiwache kein Telephon existiert.

**Ribeirão Preto.** Der 22jährige italienische Maurer Domingos Cravero, der in Villa Bomfim auf der Besetzung S. Manuel wohnt, hatte sich vor einiger Zeit sterblich in eine junge Landsmännin verliebt, die er auch heiraten wollte. Ehe es aber soweit kam, hörte er, daß das Mädchen ein Verhältnis mit einem „Türken“ angefangen habe und überhaupt ein lockeres Leben führe. Domingos geriet so außer sich über sein Pech in der Liebe, daß er zu sterben beschloß. Vorgestern schrieb er einen herzzerreißenden Brief an die Ungetreue und schoß sich dann mit einer Pistole eine Kugel durch die Brust — wirklich durch, denn die Kugel drang bei der linken Brustwarze ein, durchschlug die Lunge und ging zum Rücken wieder heraus. Er liegt sehr schwer darnieder. Es gibt doch noch romantisch veranlagte Jünglinge.

**Barretos.** Am 8. Juni wird in Villa Olympia der Platz für die Kopfstation der Eisenbahn „S. Paulo e Goyaz“ ausgewählt werden. Drei der bedeutendsten Gutsbesitzer jenes Distrikts wurden gebeten, ihre Meinung über den günstigsten Platz zu äußern.

**Bauru.** In den ersten Morgenstunden des 30. Mai versuchten freche Spitzbuben die Eingangstür des hiesigen Bijou-Theaters zu erbrechen. Der herbeieilende Wächter des Gebäudes gab 9 Schüsse aus einem Karabiner auf sie ab, wie es scheint, ohne zu treffen.

Vom 5. Juni

**Santos.** Ein Passagier 3. Klasse des am 2. dieses Monats von Buenos Aires eingetroffenen italienischen Dampfers „Cordova“ war unterwegs wahnsinnig geworden, weshalb der Kommandant des Schiffes die Hafenz Polizei bat, für die Ausschiffung des Unglücklichen zu sorgen. Dem Gesuche konnte jedoch nicht stattgegeben werden, weil der Polizei kein Raum zur Verfügung stand, wo sie den Wahnsinnigen

hätte unterbringen können. So mußte der Unglückliche, den man hatte in Ketten legen müssen, da er tobsüchtig geworden war, nach Rio mitgenommen werden.

— In der Rua do Rosario Nr. 116 betreibt Herr Antonio Rosetto ein Produktengeschäft und wohnt auch mit seiner Familie in dem Hause. Das portugiesische Dienstmädchen Olivia Gomes da Luz, das die Hausarbeit besorgte, bewohnte ein Hofzimmer, wo sie recht unbeobachtet war. So war es möglich, daß sie, ohne daß es jemand bemerkt hätte, in ihrem Zimmer niederkam und alle Spuren davon vollständig vernichtete. Das Kind — ob es tot zur Welt gekommen ist, wie sie behauptet, oder ob sie es ermordet hat, wie man annimmt, wird die Obduktion ergeben — begrub sie im Garten. Sonnabend vormittag nun spielte die Tochter Amita des Hausherrn im Garten, als ihr mit einem Male auffiel, daß in einem mit Sonnenblumen bepflanzten Beet die Erde frisch umgewühlt war. Aus Neugierde grub sie nach, und bald kam zu ihrem Entsetzen der Fuß eines Kindes zum Vorschein. Sie teilte natürlich ihren schrecklichen Fund ihren Eltern mit, die die Polizei davon unterrichteten. Der Verdacht lenkte sich sofort auf Olivia, die verhaftet wurde. Diese ist 24 Jahre alt und ledig. Der Vater des Kindes ist der Zimmermann Manuel Carreira, der auch vernommen wurde. Sie behauptet, wie gesagt, das Kind sei tot zur Welt gekommen, und sie habe es vergraben, um ihre Schande zu verbergen.

— In dem hiesigen Zollamt sollen große „Unregelmäßigkeiten“ vorgekommen sein. Der Inspektor hat dem Finanzminister mitgeteilt, daß er eine aus Beamten des Zollamts zusammengesetzte Kommission ernannt habe, um die Guardia-Moria zu inspizieren.

**Campinas.** Die Mogyanabahn hatte im Betriebsjahre 1910 eine Bruttoeinnahme von 18.219:166\$849. Die Ausgaben betragen 11.156:571\$073; der Ueberschuß beläuft sich also auf 7.062.595\$776.

— Die hiesige Gesellschaft „Amigo dos Pobres“ hat ihren Jahresbericht für 1910 herausgegeben, aus dem deutlich hervorgeht, wieviel Gutes sie stiftet. Das Gesamtvermögen betrug Ende 1910 56:083\$260, ausgegeben wurde für die verschiedenen wohltätigen Zwecke der Betrag von 15:020\$360. Die Zahl der Mitglieder betrug 832, davon 798 zahlende. Die Herberge für Obdachlose wurde im Laufe des Jahres von 8702 Personen benutzt, von denen 3375 von Campinas, 5327 von auswärts waren, 4273 waren Brasilianer, 4429 Ausländer. Auch die von der Gesellschaft unterhaltene Schule war das ganze Jahr hindurch im Betrieb und hatte durchschnittlich 110 Schüler. Die Unkosten betragen 3:670\$200, das neue Schulgebäude kostete 12:100\$000.

— Der Korrespondent des „S. Paulo“, Herr Rodolpho Noronha, hatte in einer der genannten Zeitung eingesandten Notizen den Chefredakteur des „Correio de Campinas“, Herr Alberto Faria, angegriffen. Als sich die beiden Herren nun Sonnabend nachmittag auf der Straße trafen, grüßte Herr Noronha den anderen, dieser verbat sich jedoch den Gruß. Darüber kam es zum Streit, der in eine Boxerei ausartete, bei der Herr Noronha nicht Sieger geblieben zu sein scheint, denn er wurde einer ärztlichen Untersuchung unterzogen. Die Polizei eröffnete die übliche Untersuchung.

— Am 27. dieses Monats wird hier ein großer Konkurrenzkampf auf dem Gebiete der Orchestermusik stattfinden, an dem viele Musikkapellen des Staates teilnehmen werden.

Vom 6. Juni

Santos. Der Rechtsrichter Dr. Luiz Porto Moretzsohn de Castro hatte eine lange Unterredung mit dem Polizeikommissar Dr. Bias Bueno über die Möglichkeit, minderjährige Mädchen, die in Gesellschaft von Dirnen wohnen, diesen wegzunehmen, damit sie nicht auch dem Laster zugeführt werden, wie es oft der Fall ist. Arme Leute, die ihre Kinder zu Hause nicht ernähren können, geben ihre Töchter oft solchen Mädchen zur „Erziehung“ in die Hände, weil sie bei ihnen ein bequemes Leben haben und, wenn sie auch nichts verdienen, doch gut gekleidet und genährt werden, wenig Arbeit haben, bei Ausgängen mitgenommen werden etc. Dieses bequeme Leben gefällt den Kindern natürlich und so folgen sie meist, auch wenn keine besondere Verführung seitens ihrer „Beschützerin“ vorliegt, deren Beispiel. Es wird nicht leicht sein, diesem Zustand ein Ende zu machen, umso mehr, da die Kinder meistens keinen Grund haben, sich zu beklagen und durchaus nicht geneigt sind, den bequemen Platz zu verlassen.

— Dieser Tage versuchte ein Mann von der Besatzung des italienischen Dampfers „Regina Elena“ etwas zu schmuggeln, Uhren, wie man vermutet. Er ging von Bord, wobei der auf dem Kai aufgestellte Zollwächter João Anastacio de Mattos bemerkte, daß er etwas unter seinen Kleidern verborgen hatte. Er lief ihm nach und wollte ihn auf der Praça Barão do Rio Branco verhaften. Der Matrose leistete jedoch Widerstand, machte sich los und rannte nach dem ganz in der Nähe befindlichen Dampfer, der Zollwächter ihm nach. Auf der Landungstreppe des Schiffes kam es wieder zu einem Handgemenge zwischen beiden, wobei der Zollwächter von dem rabiaten Matrosen einen tüchtigen Biß in die Hand erhielt. Außerdem kamen letzterem noch mehrere von seinen Kameraden zu Hilfe, sodaß es ihm gelang, sich ins Innere des Schiffes in Sicherheit zu bringen, obgleich auch noch mehrere Zollwächter zusprangen. Der Inspektor des Zollamts erhielt Meldung von dem Vorfall und ließ den Kommandanten des Dampfers auffordern, den Matrosen auszuliefern. Das tat der Kommandant zwar nicht, aber er erschien persönlich im Zollamt, entschuldigte das „Nichterscheinen“ des Schuldigen und versprach, ihn zu bestrafen. Es wurde noch ein schriftliches Protokoll abgefaßt und unterzeichnet, und damit scheint der Zwischenfall an sich erledigt zu sein. Der interimistische Guarda-Mor benutzte aber doch die Gelegenheit, um bei dem Zollinspektor um energische Maßregeln zu bitten, um einem Unfuge abzuwehren, der in letzter Zeit unheimliche Proportionen angenommen hat. Allerhand Vagabunden und sonstige verdächtige Individuen treiben sich auf den Kais herum und suchen Gelegenheit, etwas zu schmuggeln. Diese bietet sich besonders beim Anlegen der großen italienischen und Royal-Mail-Dampfer. Sie drängen sich dann an die Laufplanken heran und verursachen absichtlich Gedränge und Konfusion, wobei es ihnen möglich wird, sich von den Matrosen, Stauern usw. Sachen zuwerfen oder zustecken zu lassen, die gewöhnlich in Röcke oder sonstige Kleidungsstücke eingewickelt oder in Säcken etc. von Bord heruntergeworfen werden. Wenn die Zollwächter, die an Zahl zu gering sind, und natürlich auch nicht alle ihre Posten verlassen können, einen von der Bande verhaften wollen, so leistet er, unterstützt von seinen Spießgesellen, Widerstand, und in der allgemeinen Verwirrung gelingt ihm gewöhnlich die Flucht. Die Zollbeamten können auf diese Weise täglich in unangenehme, ja, gefährliche Konflikte verwickelt werden. Aus diesen Gründen empfiehlt es sich, nötigenfalls mit Hilfe der Hafenz Polizei die Kais von diesem Gesindel zu säubern.

Campinas. Auch hier hielten die Italiener zur Feier ihrer nationalen Einheit einen Umzug durch die Hauptstraßen der Stadt, im italienischen Vizekonsulat fand am Tage Em-

pfang und am Abend eine Festsitzung statt, bei der Herr Dr. Alvaro Müller die Festrede hielt und eine wohlgelungene Amateurvorstellung gegeben wurde.

Batataes. Die Festlichkeiten, deren Programm wir schon dieser Tage veröffentlichten, nahmen einen glänzenden Verlauf. Der Extrazug mit den Sekretären des Innern und der Justiz etc. kam Sonntag um 9 Uhr 20 Minuten vormittags hier an, von 21 Kanonenschüssen begrüßt. Eine auf 4000 Personen geschätzte, kompakte Menschenmenge erwartete die Vertreter der Staatsregierung und die übrigen Festgäste. Die Polizeikapelle mit den Hornisten und Trommlern 120 Mann stark, spielte den Präsentiermarsch, das Volk brach in begeisterte Hochrufe aus. Auf dem Bahnhofe befanden sich u. a. die Vertreter der Lokalbehörden, soweit sie nicht schon dem Extrazuge entgegengefahren waren, ferner Vertreter der Munizipien Jardinópolis, Cravinhos, S. Simão etc., die Schützengesellschaften von Franca und Batataes in Uniform etc. Die Straßen waren mit Triumphbogen, Schildern, Flaggen und Fähnchen geschmückt und boten, von der ungeheuren Menschenmenge gefüllt, ein buntes, bewegtes und anziehendes Bild. Die beiden Staatssekretäre begaben sich nach dem Hause des Herrn Coronel Andrade Junqueira, wo sie Wohnung nahmen. Mittags 12 Uhr fand die Einweihung der neuen Bürgerschule „Dr. Washington Luiz“ statt. Herr Dr. Carlos Guimarães führte den Vorsitz in der Sitzung und erklärte nach einer kurzen Ansprache die Schule für eröffnet. Dann wurden die Bilder des Staatspräsidenten, des Vizepräsidenten, der drei Staatssekretäre der Justiz, des Innern u. der Finanzen, sowie des gegenwärtigen u. des früheren Präfekten der Stadt enthüllt. Um 4 Uhr nachmittags brachten die aus Franca gekommenen Festgäste, in deren Namen der dortige Rechtsrichter, Herr Dr. Affonso de Carvalho, sprach, den Mitgliefern der Regierung, in deren Namen Herr Dr. Washington Luiz antwortete, eine Ovation dar. Um 7 Uhr abends fand in den Räumen des ehemaligen Collegio de S. José das Festessen zu 105 Gedecken statt. Die Tafel hatte die Form eines U und war sehr schmackvoll gedeckt. In einem Nebenzimmer war die Musikkapelle aus Franca untergebracht, deren Dirigentin Frl. Maria Tristão de Almeida ist. Am Bankett nahmen außer den Lokalbehörden auch die offiziellen Vertreter von Rib. Preto, Franca, Jardinópolis und Cravinhos teil. Es wurden viele Toaste gewechselt, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Kurz nach Beendigung des Festessens, um 9 Uhr abends, begann die Festsitzung der Munizipalkammer zu Ehren des Herrn Dr. Washington Luiz, der früher in Batataes Präsident der Munizipalkammer und Präfekt war. Herr Dr. Altino Arantes hielt die Rede auf den Gefeierten, Herr Dr. Washington Luiz antwortete dankend. Draußen auf dem Platze war das Volksfest in vollem Gange. Den Vogel schoß die Polizeikapelle ab mit ihren lustigen und ernststen, mit nie gehörter Vollkommenheit vorgetragenen Weisen. Dazu gab es Feuerwerk, Kinematographenbilder unter freiem Himmel, kurz, jung und alt, reich und arm hatte seinen reichlichen Anteil an der allgemeinen Freude. — Gestern um 9 Uhr morgens reisten die Gäste aus S. Paulo wieder ab, um sich nach Rib. Preto zu begeben, wo ihnen im Hause des Herrn Coronel Francisco Schmidt ein festlicher Empfang bereitet war. Nach dem Frühstück wurde ein Ausflug nach der Besitzung „Iracema“ des Herrn Coronel Schmidt gemacht. Abends fand ein von der Munizipalkammer und dem politischen Direktorium von Rib. Preto zu Ehren der Staatssekretäre gegebenes Bankett statt. Dienstag werden die Ausflügler wieder nach S. Paulo zurückkehren, mit kurzem Aufenthalt in S. Simão und Casa Branca, wo die Munizipalkammern es sich nicht nehmen lassen wollen, je mit einem solennen Frühstück aufzuwarten. Es wird für manchen der Teilnehmer eine ziemliche Anstrengung gewesen sein, diese Reise mitzumachen.

## Bundeshauptstadt.

Rio, Donnerstag, den 1. Juni

— Im hiesigen Zollamt ist eine Mitrailleuse zur Versteigerung gelangt, weil sie nicht abgenommen worden war. Dieser Vorfall wirft ein Licht auf geradezu ungläubliche Zustände. Zunächst ist es wunderbar, daß die Militärverwaltung — der gehörte die Mitrailleuse nämlich — ein solches Stück vergessen kann. Ein solches Geschütz ist doch schließlich kein Uniformknopf und keine Säbeltroddel! Dann kann man nicht verstehen, wie so die Zollverwaltung die Militärbehörden nicht auf das vergessene Geschütz aufmerksam machte, sondern es ruhig liegen ließ, bis es „auktionsreif“ war. Drittens endlich, und das ist das schlimmste und bedenklichste an der ganzen Geschichte. Wie kann es gestattet sein, daß Kriegswaffen dieser Art an Privatleute abgegeben werden? Man wird sich erinnern, daß das Kriegsministerium seinerzeit dem Staate S. Paulo die Einfuhr von Mitrailleusen nicht gestattete und daß die für die Polizeitruppen jenes Staates bestimmten Geschütze noch heute im Kriegsarsenal lagern. Diesen Entscheid des Kriegsministers mußte jedermann billigen, denn eine Polizeitruppe kann nicht die Aufgabe haben, mit Mitrailleusen zu operieren. Die Handhabung dieser und aller anderen Arten von Geschützen muß unbedingt der Armee vorbehalten bleiben, sonst kommen wir dahin, daß Einzelstaaten, die es sich leisten können, sich vollständige Heere halten, die gelegentlich vielleicht auch einmal gegen die Bundesregierung Verwendung fänden! Aber es scheint doch, daß unsere Gesetze in Bezug auf die Einfuhr von Kriegswaffen höchst mangelhaft sind, denn sonst hätte das Zollamt die Mitrailleuse unmöglich versteigern können. Dann aber bedürfen die Gesetze einer schleunigen Ergänzung, denn wenn schon Geschütze im Besitz der Einzelstaaten unverträglich sind mit der Autorität der Bundesregierung und der Einheit des Landes, um wieviel mehr muß man da Privatleuten ihren Erwerb verbieten. Das könnte ja recht heiter werden, wenn sich jeder von uns ein halbes Dutzend Mitrailleusen oder Schnellfeuerkanonen in seinen Garten stellt, um damit nach Bedarf auf die Polizei oder auf die lieben Nachbarn loszuknallen!

— Als vor einigen Jahren die Anregung zuerst auftauchte, der heimischen Fischerei erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da gab es Leute genug, die darüber spotteten. Aber diejenigen, die die Bedeutung der Frage erkannt hatten, der Kommandant Frederico Villar und andere, ließen sich nicht irremachen. Immer und immer wieder wiesen sie darauf hin, daß es ein Wahnsinn sei, wenn ein Land mit mehr als 800 Kilometer fischreicher Küste und unzähligen fischreichen Strömen alljährlich 100.000 Contos für ausländische Fischereiprodukte bezahle. Und schließlich hat die Predigt gewirkt. Heute sind in einigen Staaten bereits Fischereiunternehmungen vorhanden, die nach modernen Methoden fischen und sehr gute Ergebnisse erzielen. Wie gewöhnlich, so war auch auf diesem Gebiete wieder der Staat S. Paulo an der Spitze mit der Gründung der Companhia de Pesca in Santos.

Ein anderes Schmerzenskind unseres Wirtschaftslebens ist der Obstbau und die Obstverwertung. Es erscheint dem Europäer ungläublich, wenn er hört, daß wir, die wir über alle Boden- und Klima-Arten

verfügen, den Obstgenuß als einen Luxus betrachten müssen. Ist es nicht ein Widerspruch, daß die einheimische Saisonfrucht, die Fruta de Conde, teurer ist als die eingeführte ausländische Birne, die doch schon teuer genug ist? Oder daß in der Traubenzeit die einheimischen weißen Trauben teurer verkauft werden, als die aus dem Auslande eingeführten? Wer jedoch glaubt, daß die Obstzüchter ungeheure Gewinne einstreichen, der ist sehr im Irrtum. Ihnen wird die aufgewandte Mühe mäßig genug bezahlt. Aber die jämmerlichen Transportbedingungen und die elende Handelsorganisation verteuern die Früchte, die heil den Bestimmungsort erreichen, so, daß sie zum Luxus werden. Dabei könnten wir, wenn wir nicht so kolossal rückständig wären, aus dem Obstexport große Kapitalien ziehen! Auch hier scheint S. Paulo für die übrigen Staaten vorbildlich zu werden. Seine Bahnen stellen bereits eigene Wagen für den Obsttransport ein, und in Santos hat sich eine Gesellschaft zum Fruchlexport gebildet, die aber nicht nach der Bundeshauptstadt exportiert, sondern nach Buenos Aires — weil die Fracht der überseeischen Dampfer nach dem La Plata billiger ist, als die von Santos nach Rio auf unseren Küstendampfern. Wirtschaft, Horatio!

— Der Kaiserlich Deutsche Gesandte, Herr Dr. G. Michahelles, verabschiedete sich gestern von dem Bundespräsidenten. Er tritt heute mit dem Dampfer „Cap Verde“ eine kurze Urlaubsreise nach der Heimat an, die jedoch ebenso wie die Reise im Vorjahre nicht nur der Erholung, sondern auch Bemühungen zur Stärkung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Brasilien gewidmet sein wird. Wir wünschen dem Hrn. Gesandten glückliche Reise und guten Erfolg.

— Köstlich ist eine Mahnung, die wir in der „Imprensa“ lesen. Das Blatt berichtet, daß bei der Prüfung für die Zulassung als Marinearzt sämtliche 10 Kandidaten bestanden. Zwei Prüflinge wurden als gleichberechtigt für die erste Stelle erklärt, die anderen folgen mit den Nummern 2—9. Soweit ist alles in Ordnung. Auch daß von den ersten Siegern der ältere in der Rangliste vor dem jüngeren rangieren wird, ist berechtigt. Dann aber kommt die Mahnung: „Die Aerzte müssen sich auf dem Bureau des Sanitätskorps der Flotte am selben Tage und zur selben Stunde melden, damit sich der schon öfters beobachtete Skandal nicht wiederholt, daß Aerzte mit geringerer Klassifizierung in der Rangliste vor den besser klassifizierten eingetragen werden, aus dem einzigen Grunde — weil sie früher aufgestanden sind. Das mögen die Unvorsichtigen sich merken.“ Unglaublich, aber wahr! Und bezeichnend für die „vorzügliche“ Organisation unserer Marineverwaltung.

— In unserem aristokratischen Viertel Botafogo erregte gestern eine Person die Aufmerksamkeit der Polizei, da ihre elegante männliche Kleidung weder zu ihrem Gesichte noch zu ihrer Figur noch zu ihrem Gesichte paßte. Trotz dem langen Gummimantel, den die Person trug, vermutete der Polizist, daß er es mit einer Frau zu tun habe, und nahm sie mit zur Polizeiwache. Wirklich handelte es sich um eine der schönsten Damen unserer besten Gesellschaft. Man hatte ihr hinterbracht, daß ihr Mann es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nehme, und so legte sie Männerkleidung an, um ihm nachzugehen. Kurz darauf erschien der von der Polizei benachrichtigte Gatte auf der Wache, begleitet von einem Diener mit einem eleganten Straßenkleide, das das eifersüchtige Weibchen schleunigst anlegte, worauf es am Arme des Gatten das Wachlokal verließ, froh,

daß diesmal wenigstens die cheliche Treue nicht gefährdet worden war.

— In der Deputiertenkammer hat Herr Monteiro de Souza ein neues Projekt bezüglich der Volkszählung eingebracht, das die unter so vielen Gesichtspunkten erwünschte Zählung doch sichern, zugleich aber die Ausgaben wesentlich herabsetzen soll. Danach soll die Zählung am 31. Juli 1912 stattfinden, und zwar durch die Volksschullehrer. Die Bundesregierung soll sich zu diesem Zwecke mit den Regierungen der Einzelstaaten in Verbindung setzen, um von ihnen entsprechende Anweisung an die Lehrer zu erlangen. Die Lehrer hätten die Zählkarten zu verteilen und wieder einzusammeln und sie dann an die einzelstaatlichen Regierungen zurückzugeben. Dafür würden sie im Acre-Gebiet, in Amazonas, Para und Matto Grosso eine Gratifikation von 500\$, in den übrigen Staaten von 300\$ erhalten. An Bord der Schiffe müßten die Kommandanten die Zählung vornehmen. Der Gesetzentwurf sieht einen Höchstbetrag an Kosten von 3000 Contos vor. — Die Vorschläge des Herrn Monteiro de Souza sind zwar gut gemeint, aber wir fürchten, daß die Volkszählung auf diesem Wege nicht die genauen und zuverlässigen Zahlen ergeben wird, deren wir bedürfen, wenn wir mit der Statistik etwas anfangen sollen. Denn die Volksschulen sind in Wirklichkeit gar nicht so zahlreich — auf dem Papier ist es etwas anderes! — wie nötig wäre, um den Lehrern die Verteilung und Wiedereinzahlung der Zählkarten auch nur einigermaßen erleichtern. Und außerdem besitzen die Lehrer nicht die genügende Autorität, um alle Familienvorstände zur Beantwortung der Fragen zu veranlassen. In einzelnen Staaten mag der Weg recht gangbar sein, in anderen dagegen nicht. Da erscheint uns der Vorschlag, die Zählung durch die Munizipalverwaltungen vornehmen zu lassen, bei weitem zweckmäßiger.

— Wie wir hören, hat der Kais. Deutsche Gesandte, Herr Dr. G. Michahelles, neulich bei dem Bundespräsidenten eine Audienz erbeten, um die Verhältnisse und Vorgänge in Bandeirantes klarzulegen, die Veranlassung waren, daß die deutschen Kolonisten bei dem Besuche des Marschalls daselbst einen so schlechten Eindruck machten. In dieser Unterredung stellte es sich heraus, daß der Bundespräsident eine deartige Aeußerung überhaupt nicht getan hat, sondern daß es sich um Erfindung handelte, die offenbar von deutschfeindlichen Elementen ausging. Die Verhältnisse der deutschen Kolonisten sind gelegentlich jener Reise nur insofern erörtert worden, als gesagt wurde, daß die nach Bandeirantes gekommenen Ansiedler sich vielfach für die Landwirtschaft nicht eignen, sondern Photographen, Uhrmacher, Installateure, Schreibwarenhändler u. dgl. waren, eine Bemerkung, die den Tatsachen entspricht. Doch war die Unterredung, die von neuem das rege Interesse des Gesandten für die Reichsangehörigen im allgemeinen und für die Kolonisten im besonderen beweist, insofern wertvoll, als die unverantwortliche Fernhaltung der deutschen Ansiedler von der Begrüßung des Bundespräsidenten, die neulich in einer von uns veröffentlichten Zuschrift geschildert wurde, auch zur Kenntnis des Oberhauptes der Nation kam.

— Wenn man, wie unser Polizeichef, in der Auswahl seines Personals so vorsichtig ist, daß man sogar den Direktor des Identifikationsbureaus entläßt, um ungestört Verbrecher annehmen zu können, dann darf man sich nachher nicht wundern, wenn man Erfahrungen macht, wie mit dem Polizeibeamten João Ignacio do Espirito Santo, der im 19. Distrikt Dienst hat. Neulich war dem Dr. Aristides Caire in der Rua Imperial (Meyer) Schmuck im Werte von 2 Contos gestohlen worden. Der Verdacht richtete sich gegen ein Ehepaar, Laudelino und Albertina Flores, das tagsüber im Hause des Bestohlenen beschäftigt war. Die beiden wur-

# Dünger

**Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger  
mit garantiertem Gehalt, sicherer  
Wirkung.**

**FERNANDO HACKRATD**

Repräsentant des **KALISYNDIKAT, STASSFURT,  
Allemanha.**

**N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99**

**Rio de Janeiro.**

**Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S**

**Caixa do Correio 566.**

den verhaftet und im Gefängnis der 19. Polizeiwache getrennt eingesperrt. In der Nacht hatte João Ignacio do Espirito Santo den Dienst des Polizeikommissars zu versehen. Trotz seines Namens scheint er weniger ein heiliger als ein dämonischer Geist zu sein, denn er ließ sich Albertina vorführen und behielt sie über Nacht in seinem Zimmer. Da die Untersuchung die Unschuld des Ehepaares ergab, wurde es bald darauf wieder entlassen. Nun erzählte Albertina allen, die es hören wollten, von ihren eigentümlichen Erlebnissen mit dem berufenen Hüter des Lebens, des Eigentums und der Ehre seiner Mitmenschen. Die Sache gelangte schließlich zur Kenntnis des Polizeikommissars des 19. Bezirks, Dr. Edgard Jordão, der sofort eine Untersuchung einleitete. Der Polizeichef aber, der neben seinen Eigenschaften als Spielverderber und Straßenreiniger auch diejenige hat, ein frommer und musterhafter Familienvater zu sein, ist untröstlich über sein neuestes Pech.

— Eine andere Schönheit unserer Polizeiverwaltung ist die, daß für die Bezahlung von Geldstrafen, die wegen Uebertretung von Fuhrordnung verhängt wurden, Quittungen nicht ausgestellt werden. Das ist eine Uebung, die allen möglichen Mißbräuchen Tür und Tor öffnet, und die ein Polizeichef, der zu vernünftigen Dingen Zeit hätte, schleunigst abschaffen würde.

— Die Streitigkeit des Herrn Luiz José Alves mit dem Jockey-Club beschäftigte gestern wieder die Richter. Auf Grund der durch den 2. Hilfskommissar Dr. Hugo Braga erteilten Auskunft, daß Herr Alves kein „Bookmaker“ sei, entschied der Richter, der Jockey-Club sei nicht berechtigt, den Kläger vom Zutritt in seinen Rennplatz an den Tagen, an denen dem Publikum der Besuch gestattet ist, auszuschließen, sofern er anständig gekleidet sei und das Eintrittsgeld bezahle. Gegen diese Entscheidung legte der Jockey-Club Berufung beim Appellationsgericht ein. Falls bis Sonnabend der Gerichtshof keine Entscheidung gefällt hat, wird der Club auch am nächsten Sonntag wieder verfahren, wie in der Vorwoche, d. h. er wird den Zutritt nur seinen Mitgliedern und geladenen Personen gestatten. Auf die Dauer freilich wird die Clubkasse das nicht aushalten!



Rio, Freitag, den 2. Juni

— Den Ministern des Marschalls Hermes wird allgemeine Amtsmüdigkeit nachgesagt, allerdings von den Ruyisten, was die Glaubwürdigkeit des Gerichtes nicht gerade erhöht. Immerhin ist es Chronistenpflicht, darüber zu berichten, da es für den einen oder anderen Minister wohl zutreffen mag. Der Kriegsminister soll mit Gewalt Präsident von Pernambuco werden. Er hat zwar schon mehrmals kategorisch erklärt, daß er kein Wahlamt annehmen werde, aber trotzdem hat sich tatsächlich dort eine Junta Pro-Dantas gebildet, die auf die Erklärungen des Generals Dantas Barreto nicht Rücksicht nimmt, sondern mit Eifer seine Kandidatur verfehlt. Dieser Minister also will, wie auch die Ruyistenpresse zugibt, nicht selber, sondern er „wird gewollt“. Dagegen ist es ja bekannt, daß der Verkehrsminister, Herr J. J. Seabra, zu seiner Kandidatur als Gouverneur von Bahia wenigstens nicht „nein“ gesagt hat, denn es handelt sich da um einen alten Wunsch von ihm. Herr Rivadavia Correa, der Minister des Innern, soll Sehnsucht nach einem Diplomatenposten haben, der Landwirtschaftsminister Herr Pedro Toledo nach einem Sitz im Obersten Bundesgericht. Vom Finanzminister endlich wird behauptet, daß er strenge und gewissenhafte Finanzwirtschaft markiere, um ein Anrecht auf die Präsidentschaftskandidatur zu erwerben. Ob Herr Francisco Salles wirklich so hoch strebt?

— Unter den im Ministerrat unterzeichneten Dekreten befanden sich diesmal nur wenige von allgemeinem Interesse. Zu diesen zählen wir dasjenige, durch das der Vertrag mit den Vereinigten Staaten über den Austausch von Postpaketen veröffentlicht wird, die Ernennung des Dr. Brasilio Augusto Machado zum Präsidenten des Oberschulrates, des bisherigen Telegraphendirektors Dr. Luiz van Erven zum Generaldirektor der Wasser- und Kanalisationswerke an Stelle des auf seinen Wunsch verabschiedeten Dr. João Felipe Pereira und seine Ersetzung durch den Major Dr. Estanislau Vieira Pamplona, endlich die Eröffnung eines Kredits von 430 Contos für den Ausbau des Bahnnetzes im Staate Rio de Janeiro. Die Enthebung des Dr. Luiz van Erven vom Amte des Telegraphendirektors, die schon lange in der Presse angekündigt, aber immer wieder bestritten worden war, ist damit also doch zur Tatsache geworden. Inwieweit an den von der Opposition ausgestreuten Gerüchten, Herr van Erven habe sich gegenüber politischen Anforderungen, die von den Hermistenführern an die Telegraphenverwaltung gestellt wurden, nicht gefügig genug gezeigt, etwas Wahres ist, können wir natürlich nicht beurteilen. Möglich ist alles!

— Nicht unwichtig ist auch, daß im Ministerrat das Dekret unterzeichnet wurde, durch das den Herren Ingenieur Francisco de Paula Ramos und Genossen die Konzession zur Ausnutzung der Wasserkraft der Paula Affonso-Fälle erteilt wird. Wir wollen hoffen, daß diese Konzession nicht, wie so manche andere, zu einer Blockierung der betreffenden Wasserkräfte, sondern zu ihrer tatsächlichen Ausnutzung führt.

— Es ist nun endgültig beschlossen worden, den 11. Juni, den Jahrestag der Schlacht von Riachuelo, durch eine große Parade zu feiern, an der auch die Schützenvereinigungen der Bundeshauptstadt teilnehmen werden. Die fremden Militärattachés sol-

len eingeladen werden, die Parade im Gefolge des Bundespräsidenten mitzumachen.

— Der Ingenieur Raul Ribeiro ist beim Verkehrsminister um eine Konzession eingekommen, die, wenn sie gewährt und auch wirklich ausgeführt wird, eine völlige Umwälzung in dem Verkehr zwischen Rio und S. Paulo herbeiführen würde. Er will nämlich eine elektrische Schnellbahn zwischen hier und Santos bauen, die die Spurweite der Zentralbahn erhalten und die ganze Strecke in 4 Stunden zurücklegen soll. Der Fahrpreis für die erste Klasse soll 9 Milreis betragen. Frachten sollen zum Satz von 10 Reis pro Tonnenkilometer befördert werden, was wenig mehr als 4 Milreis für die Tonne bis Santos ausmacht. Die Bahn würde vom Morro de Nova Cintra im Stadtteil Cattete ausgehen und der Küste folgen. Ueber Santos und die S. Paulo Railway könnte man auf diesem Wege also in 6 Stunden von Rio nach S. Paulo gelangen, und dazu zu einem Preise, der knapp ein Viertel des jetzigen (im Nachtzuge) ausmachte. Das klingt alles so schön, daß wir an der Ernsthaftigkeit des Projektes die stärksten Zweifel hegen müssen, besonders da Herr Raul Ribeiro keinerlei Garantie oder Subvention von der Regierung verlangt. Und selbst wenn es ernsthaft gemeint wäre, so würde die Bundesregierung kaum ihre Genehmigung geben, denn diese Bahn bedeutete ja die „Pleite“ der S. Paulo-Linie der Zentralbahn.

Rio, Sonnabend, den 3. Juni

— Wir berichteten vorgestern von dem Vergehen des Polizeibeamten João Ignacio do Espirito Santo, der ein armes Weib im Gefängnis mißbrauchte. Da es hieß, eine Untersuchung sei eingeleitet und der Beamte suspendiert, so nahmen wir als selbstverständlich an, daß ihm der Prozeß gemacht würde, denn unser hervorragender Polizeichef ist bekanntlich sowohl ein musterhafter Familienvater — so sagen seine Lobredner — als auch ein unermüdlicher Bekämpfer der Unsittlichkeit. Aber wie gewöhnlich, so hat Herr Belisario Tavora auch diesmal wieder nur Schaum geschlagen: der João Ignacio mit dem unheiligen Geiste ist nur auf 14 Tage vom Amte suspendiert worden! Für Polizeibeamte scheint also der Artikel 214 des Strafgesetzbuches, der für derartige Fälle Zellenhaft von 6 Monaten bis zu 1 Jahr und Verlust des Amtes vorsieht, nicht zu existieren. Was sagt denn der Staatsanwalt dazu?

— Unser Gummi hat zwei schlimme Feinde: die Konkurrenz des asiatischen Plantagengummis und die Rückständigkeit unserer Produktionsweisen. Nicht genug daran, schien es vor einigen Monaten, als solle ihm noch ein dritter und vielleicht gefährlicherer Feind entstehen: der künstliche Gummi. Damals hieß es, es sei der Chemie gelungen, Gummi auf künstlichem Wege zu erzeugen, und die Nachricht rief nicht nur bei uns, sondern auch in Indien lebhaftere Aufregung hervor. Dann wurde es wieder still, wie so oft nach sensationellen Nachrichten von neuen Erfindungen. Die wissenschaftliche Lösung schien praktisch noch nicht verwertbar zu sein. Jetzt veröffentlichen die Chemischen Fabriken vorn. Fr. Bayer u. Co. in Elberfeld, eins der führenden Unternehmen auf dem Gebiete der chemischen Industrie, einen Bericht, der jene Vermutung bestätigt. Sie haben monatelang Versuche mit

der Herstellung künstlichen Gummi angestellt und sind zu dem Ergebnis gelangt, daß das Problem theoretisch allerdings gelöst sei, daß aber die Herstellung in großem Maßstabe vorerst auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße. Unsere Gummiproduzenten haben darum jedoch keinen Grund, erleichtert aufzuatmen. Denn erstens hat die deutsche Industrie den Kampf mit scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten noch nie aufgegeben, und sie ist dabei immer Siegerin geblieben; und zweitens bedeutet Asien eine so ernste Gefahr, daß es der Anspannung aller Kräfte bedarf, um ihr zu begegnen.

— Der Kaiserlich Deutsche Gesandte, Herr Dr. G. Michailles, begab sich um halb 6 Uhr abends vom Kai Pharoux aus an Bord des Dampfers „Cap Verde“, mit dem er seine Europareise antritt. Zur Verabschiedung hatten sich zahlreiche Herren am Kai eingefunden. Wir bemerkten außer den Herren Legationssekretär von Biel und Militärattaché Oberleutnant Klein, die in Begleitung des Gesandten kamen, von offiziellen Persönlichkeiten noch die Herren Generalkonsul Freiherr von Nordenflycht, Konsul Heinze-Curityba, Vizekonsul Dr. Pistor, Handelsachverständiger Goering, und von Mitgliedern der deutschen Kolonie die Herren Engelhardt, Gericke, Gutschow, Hansen, Heilborn, Hentschel, Maerklin, Morstädt, Stahmann und Stoltz. Der Dampfer „Cap Verde“ lichtete nach 7 Uhr die Anker.

— Es ist aufgefallen, daß am Mittwoch im Ministerrat kein einziges Dekret aus dem Marineresort unterzeichnet wurde, obwohl der Marineminister erschienen war. Herr Marques de Leão verweilte jedoch nur kurze Zeit in der Sitzung und begab sich aus dem Palaste direkt in seine Privatwohnung. Daraus sind allerlei Kommentare geknüpft worden, die sich jedoch bis jetzt nicht als berechtigt erwiesen.

— Der Leiter des österreichisch-ungarischen Generalkonsulates in Rio, Herr Konsul Post, wurde nach Hamburg versetzt.

— Zum 1. Juni hat hier ein neues Abendblatt zu erscheinen begonnen, dessen Leitung in den Händen des bekannten ruyistischen Deputierten, Herrn Barbosa Lima, liegt. Man kann aus dem Namen auf das Programm schließen. Eine Notwendigkeit war dieses Blatt natürlich nicht. Denn die Kollegen vom „Seculo“ versorgten uns bereits mit mehr Opposition als nötig!

— Im Monat Mai kamen in unserem Hafen 7393 Einwanderer an, 3975 mehr, als im gleichen Monate des Vorjahres. Von Januar bis Mai d. J. sind 24.794 Einwanderer eingetroffen, während in derselben Zeit im Vorjahre nur die Zahl von 13.925 erreicht wurde. Im laufenden Jahre sind durchschnittlich täglich 164 Einwanderer angekommen. Die Zunahme ist höchst erfreulich, und wir möchten wünschen, daß sie auch in den kommenden Monaten anhält, denn eine starke Einwanderung ist die Grundbedingung für unseren Fortschritt. Wenn wir nach der Ursache fragen, weshalb die Zahl der Ankömmlinge so zugenommen hat, so ist sie nicht schwer zu finden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Argentinien sind infolge des schlechten Ausfalls der beiden letzten Ernten nicht derartig verlockend, daß sie die Spanier und Italiener in gleich starkem Maße anziehen, wie in anderen Jahren. Daher werden viele Romanen und wohl auch Slaven, die sonst nach Argentinien gehen, jetzt zu uns kommen.

— Der Landwirtschaftsminister geht seit längerer Zeit mit dem Plane um, in der Nähe von Rio eine Ackerbaukolonie zu gründen, deren Produkte hier leichten Absatz finden würden. Vorausbedingung erscheint ihm jedoch, daß die

städtische Verordnung über das Abhalten von Märkten ohne Gebühren auch durchgeführt und an einem geeigneten Punkte ein solcher Markt, auf dem nur landwirtschaftliche Produkte feilgehalten werden dürfen, errichtet werde. Der Minister hatte zu diesem Zwecke bereits Ende des Vorjahres 17 Contos zur Verfügung des Stadtpräfecten gestellt, die dafür im Budget ausgeworfen waren. Da die Zeit jedoch zu kurz war, so konnte jene Verordnung im Vorjahre nicht mehr zur Ausführung gelangen. Nun soll aber endlich Ernst gemacht werden, und der Minister will nächstens auch den Ort für die Ackerbaukolonie des Bundesdistrikts aussuchen. Wir können diese Maßregel nur mit Beifall begrüßen, ja wir möchten sogar wünschen, daß es nicht bei der einen Kolonie bleibt, sondern daß der Minister Rio mit einem Kranze von Kolonien umgibt. Das liegt, wie wir schon oft hervorgehoben haben, sowohl im Interesse der Kolonisten, deren Existenz garantiert ist, als auch der hauptstädtischen Bevölkerung, die zur Zeit mit Gemüse, Früchten, Eiern und Geflügel durchaus nicht in zureichender Weise versorgt wird.

— Der Kreuzer „Barroso“ hat Befehl erhalten, sich schleunigst reisefertig zu machen, um eine Reise anzutreten. Ueber Ziel und Zweck der Reise ist nichts bekannt gegeben worden. Der Kreuzer hat bereits gestern Kohlen übernommen.

— Durch ein neues Blatt ist auch unsere Nachbarstadt Nictheroy bereichert worden. Am 1. Juni begann dort das „Diario Fluminense“ zu erscheinen, dessen Chefredakteur Herr Joaquim de Mello ist. Die erste Nummer machte einen recht guten Eindruck.

Rio, Montag, den 5. Juni

— Die Regentage, die jetzt nach der langen Trockenheit endlich gekommen sind, haben uns wieder recht zu Gemüte geführt, wie viel die Organisation unseres Straßenbahndienstes noch zu wünschen übrig läßt. Wer eine Linie benutzen muß, die nur 10-, 15- oder 20-Minutenverkehr hat, der wird bis auf die Haut durchnäßt, abgesehen davon, daß er sich die Beine in den Leib steht. Natürlich ist es in den engen Straßen der inneren Stadt unmöglich, überall überdeckte Warteräume einzurichten. Aber immerhin sollte es an den Hauptverkehrsstellen solche Vorkehrungen geben, also z. B. an der Praça 15 de Novembro, am Largo da Carioca und S. Francisco, an der Praça Tiradentes und da Republica usw. Auch an den Strecken der Jardim-Botanico-Bahn, die ja wenigstens eine gute Hauptstation an der Avenida Central besitzt, ließen sich sehr wohl noch einige Warteräume gebrauchen, etwa an der Praça 11 de Junho, am Beginn der Rua S. Clemente und der Rua Voluntarios da Patria, desgleichen auch an den Endpunkten.

— Da Herr Brasilio Augusto Machado de Oliveira zum Präsidenten des Oberschulrates ernannt worden ist, so kann er den Vorsitz in der brasilianischen Delegation des Internationalen Ackerbau-Instituts in Rom, der ihm ursprünglich übertragen worden war, nicht übernehmen. An seiner Stelle ist daher Herr Antonio Fialho mit jenem Amte betraut worden.

— Wie wir hören, wird Herr Pedro de Toledo für das Rechnungsjahr 1912 einen Etat einreichen, der um 6000 Contos niedriger ist, als der jetzige. Wir glauben, daß diese Kürzung ohne Schaden für die Aufgaben des Landwirtschaftsministeriums vorgenommen werden kann, denn der Etat war bisher bekanntlich sehr luxuriös bemessen. Jedermann weiß, daß im ersten Jahre hier sehr aus dem Vollen gewirtschaftet und daß viel Geld unnütz ausgegeben wurde. Der Minister hat ja schon neulich verlauten lassen, daß er beabsichtige, eine ganze Reihe von

überflüssigen Beamtenstellen aufzuheben. Natürlich dürfen aber unter dieser Sparsamkeit nicht auch die wirklich wichtigen Dienstzweige leiden. Es darf zum Beispiel im nächsten Jahre nicht wieder, wie im laufenden, vorkommen, daß der Direktor des Besiedlungsamtes erklärt, sein Etat sei so knapp bemessen, daß er nicht einmal zur Unterhaltung der bestehenden, geschweige denn zur Gründung neuer Kolonien ausreiche. Solche Titel müssen unter allen Umständen reichlich genug bemessen werden.

— Der Bundespräsident empfing gestern im Palais Guanabara eine Abordnung der in den Fabriken der Gavea beschäftigten Arbeiter, die ihn baten, die Anlegung eines Arbeiter-Wohnviertels in jenem Stadtteil zu veranlassen. Der Bundespräsident versprach der Abordnung, daß er die Angelegenheit im Auge behalten werde. Leicht zu lösen ist das Problem natürlich nicht, denn der zum Bauen geeignete Raum ist da draußen ziemlich beschränkt. Und ob die Regierung geneigt sein wird, durch Zuschüttung der Lagoa Rodrigues Freitas Bauland zu gewinnen, scheint noch recht fraglich.

— In seiner Sektion „Vom Tage“ in der „Imprensa“ veröffentlicht Herr Alcindo Guanabara Betrachtungen über ausländische Besuche, die wir nur mit Befriedigung verzeichnen können. Der angesehene Journalist und Depntierte sagt: „Im vergangenen Jahre erhielt ich den Besuch von Mme. Georges Maldagne, die hier einige Konferenzen hielt. Sie war eine französische Schriftstellerin, — oder gab sich wenigstens dafür aus — die Brasilien aus reiner Neugier besuchte. Ich empfing sie gebührend, gab ihr die Empfehlungen, um die sie bat, und habe seitdem nichts mehr von ihr gesehen. Jetzt linde ich in der Presse strenge, ja direkt feindselige Kritiken über ihr Buch „Paris—Rio de Janeiro, eine Hochzeitsreise“. Ich habe es daraufhin durchblättert, und ich verstehe offen gestanden nicht, warum man die Verfasserin steinigt, bloß weil sie den „Zuckerhut“ im Plural auftreten läßt. Das Buch ist naiv, es enthält kindliche Reiseeindrücke; aber da es mit dem offenbaren Bestreben geschrieben ist, uns gefällig zu sein, so sehe ich nicht ein, warum wir auf diese Liebenswürdigkeit mit Steinwürfen antworten. Selbst wenn die Unrichtigkeiten geeignet wären, uns moralisch oder wirtschaftlich zu schädigen, dürften wir meiner Ansicht nach die Schriftstellerin nicht beleidigen, sondern wir müßten uns auf eine Korrektur beschränken. Aber die Ungenauigkeiten bei Mme. Maldagne schädigen uns in keiner Weise: ob wir einen oder mehrere Zuckerhüte haben, das vermindert die Schönheit unserer Bucht nicht im mindesten, ebensowenig wie es den Enthusiasmus in der Beschreibung der Dame beeinträchtigt. Weshalb sie also steinigen.

Die Hauptsache für uns ist doch, daß man von uns spricht. Ob das Buch gut oder schlecht ist in Bezug auf Inhalt und Form, das interessiert nur den Verfasser und die literarischen Kritiker. Für Brasilien, ein neues Land, das Kapitalien und Einwanderer heranziehen will, ist es wesentlich, daß man von ihm spricht. Und wenn man sich sympathisch äußert, selbst in leichtsinniger Weise, so müssen wir dankbar sein. Aber in letzter Zeit verliert unsere Presse keine Gelegenheit, sich fremden Besuchern gegenüber mißliebig zu erweisen. Wenn es sich um einen Schriftsteller, einen Redner, einen Gelehrten handelt, dann schreit man, er habe es auf unser Schatzamt abgesehen und wolle unser schönes Geld

fortschleppen. Ist es ein Staatsmann, um den die Regierung sich bemühen muß, dann wird verzeichnet, wieviel die Diners kosten, die die Regierung ihm gibt, als ob es sich um eine unehrliche Verwendung von Staatsgeldern handle.

Ich verstehe wirklich nicht, was man mit dieser Haltung bezweckt. Wir werden nicht müde, zu erklären, daß wir die Mitarbeit aller Völker wünschen, daß unser Land jeder ehrlichen Arbeit offen steht, daß wir bekannt werden wollen und müssen, daß die in der Alten Welt überflüssigen Kapitalien und Arbeitskräfte hier nützliche und lohnende Beschäftigung finden. Aber wenn wir diese ganze Litanei heruntergeleiert haben, dann beleidigen wir kaltblütig unsere Gäste, die uns in freundlicher Absicht besuchen, um nachher in ihrer Heimat mit mehr Ansehen als wir das zu verkündigen, was wir unablässig deklamieren! Das ist der tollste Widerspruch, den man sich denken kann. Was wollen wir denn eigentlich? Uns von der übrigen Welt absondern, unbeachtet und unbekannt bleiben, in tiefster Seele den „Fremdenhaß“ pflegen, gegen die Fremden unsere berülumten und nie genug gepriesenen „natürlichen Reichtümer“ verteidigen, kurz, eine zweite Auflage der Chinesen werden?

Nehmen wir selbst an, die Regierung unterstütze die Herausgabe der Bücher, in denen von Brasilien in einer Sprache die Rede ist, die in der ganzen Welt gelesen wird — was kann daraus für uns folgen? Doch nur Gutes! Ein neues Land bedarf ebenso der Propaganda, wie ein neues Fabrikat. Und es nimmt sich ein wenig lächerlich aus, wenn wir feststellen, daß die Welt uns nicht kennt. „Sie haben keine Ahnung von Geographie.“ murmeln wir verächtlich. Gewiß wissen sie vieles nicht, aber uns geht es genau so. Was weiß ein Brasilianer z. B. von der Geographie Indo-Chinas? Nichts, nicht einmal das, was er aus seinem Abreu auswendig lernte, als er das Abiturienten-Examen machte. Indo-China interessiert uns eben nicht. Ebensowenig interessiert Brasilien die große Masse der Europäer. Aber wir haben ein Interesse daran, daß sie uns kennen lernen. Es ist daher unsere Pflicht, Geld auszugeben, Anstrengungen zu machen, Opfer zu bringen, damit sie sich für uns interessieren, damit sie erfahren, daß wir eine wunderbare Bucht haben und Zuckerhüte an der Hafeneinfahrt. Wenn wir die ausländischen Schriftsteller, die uns diesen Dienst erweisen, angreifen, so legen wir damit nur Zeugnis von einem engen und gefährlichen Nativismus ab.“

— Unter den Teilnehmern an der Meuterei zu Ende des vorigen Jahres ist wieder Blut geflossen. Bekanntlich ist es der Regierung während des Belagerungszustandes leider nicht gelungen, alle die schlechten Subjekte, die damals aus dem Seebataillon und aus der Flotte entfernt wurden und die Rio eine Zeitlang unsicher machten, nach ihrer Heimat bzw. nach dem Acre-Gebiet abzuschicken. Und andere wieder sind von ihrer „Erholungsreise“ bereits wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Dem Seebataillon gehörten auch die beiden Individuen Anselmo Vaz und Viriato dos Santos einstmals an. Seit ihrer Ausstoßung lungerten sie in der Stadt umher und ernährten sich auf dunkle Weise. In den Kneipen der Neustadt waren sie ständige Gäste. Trotz dieser Gleichheit der Schicksale und des Lebenswandels waren die beiden erbitterten Feinde. Da aber einer des anderen Gefährlichkeit kannte, so hielten sie sich bislang zurück, immer die Gelegenheit erwartend, Abrechnung miteinander zu halten. Auch gestern abend zogen sie, von drei Gesellen gleichen Kalibers begleitet, von Kneipe

# Rawlinson, Müller & Comp.

VILLA AMERICANA

## Baumwoll-, Spinnerei und Weberei „Carioba“

Turbinen- und Elektrizitäts-Anlage am Flusse „Atibaia“  
==== mit einer Produktion von 4000 HP. ====

Günstige Bedingungen für Beleuchtung und Kraftabgabe an industrielle Unternehmungen in  
**VILLA AMERICANA** und später in **NOVA ODESSA, REBOUÇAS, COSMOPOLIS**  
und **VILLA SANTA BARBARA,**

Nähere Auskünfte in **Carioba - Villa Americana**

oder im Büro der Firma

**Rawlinson, Müller & Co.** **São Paulo**  
RUA SAO BENTO N. 15 (Sobrado).

zu Kneipe. Kurz nach Mitternacht verließen sie ein Lokal an der Ecke der Rua Senador Euzebio und Visconde de Sapucahy und wandten sich über eine Brücke nach der anderen Seite des Mangue-Kanals. Auf der Brücke provozierte Viriato, dem die Zeit gekommen schien, einen Wortwechsel mit Anselmo. Ehe die Gefährten sich versahen, hatte er einen Dolch gezogen und dem Feinde ins Herz gestoßen. Anselmo sank sterbend zu Boden, und während die andern sich um ihn bemühten, benutzte Viriato die allgemeine Verwirrung zur Flucht. Der Verwundete verschied auf der Brücke, noch ehe das Automobil der Unfallstation ankam. Die Polizei hat Vorkehrungen getroffen, um Viriato heute zu verhaften, falls er etwa nach seiner Wohnung in Villa Izabel kommen sollte.

— Im Monat Mai wurde die National-Bibliothek von 2210 Personen besucht. An gedruckten Büchern benutzten diese Besucher 2170 Werke in 2863 Bänden. Davon waren 113 Jahrbücher und Zeitschriften. Es bezogen sich auf Gewerbe und Industrie 7, auf Kunst 6, Bibliographie 17, Kartographie 19, Chorographie von Brasilien 12, Jurisprudenz 166, Nationalökonomie 5, Enzyklopädie und Polygraphie 10, Geographie 7, Geschichte 77, Geschichte Brasiliens 104, Unterricht und Erziehung 11, Zeitungen 178, Literatur 524, brasilianische Literatur 262, Philosophie 41, Philologie 111, Politik und Verwaltung 29, Religion 17, Mathematik 92, Medizin 179, Naturwissenschaften 109, Münzkunde 8, Briefmarkenkunde 3 Werke. Der Sprache nach waren 18 Werke deutsch, 466 französisch, 7 griechisch, 21 spanisch, 39 englisch, 33 italienisch, 20 lateinisch, 1553 portugiesisch, 2 russisch, 66 Sanskrit, 2 holländisch, 3

tupy-guarany. Ferner wurden benutzt 1080 Manuskripte, die sich sämtlich auf die Geschichte Brasiliens beziehen und in portugiesischer Sprache verfaßt sind.

— Seit vier Tagen regnet es mit kurzen Unterbrechungen, was vom Himmel herunter will. Die Folge sind die üblichen Ueberschwemmungen der Straßen, über die zwar bei jedem Platzregen geschimpft wird, für die aber immer noch keine Abhilfe geschaffen wurde. Die kleinen Mittelchen, mit denen man es bisher versucht hat, nützen nichts. Es ist unbedingt nötig, das Problem unter einheitlichen Gesichtspunkten zu behandeln und im ganzen zu lösen. Bei dem Flicken hier und dem Flickken da kommt nichts heraus. Dagegen brauchen wir an einer Stelle schon vor der Durchführung des großen Planes schleunige Vorkehrungen, und zwar an der Markthalle. Wer in diesen Tagen nämlich zur Markthalle gelangen will, der hat erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die Umgebung gleicht einem See, und das Gebäude ist gewissermaßen eine Insel. Wir meinen, daß eine für die Ernährung der hauptstädtischen Bevölkerung so wichtige Einrichtung, wie die Markthalle, unbedingt bei jedem Wetter erreichbar sein müßte.

— In deutschen Blättern finden wir Nachrichten über das Buch eines „unternehmenden englischen Missionars“, William Cook, das unter dem Titel „Durch die Wildnisse Brasiliens“ eine angebliche Reise beschreibt. Wir sagen „angebliche“ nicht deshalb, weil der Verfasser Cook heißt, ein Name, der bekanntlich seit einiger Zeit auf geographischem

Gebiete verdächtig geworden ist, sondern weil die Schilderungen nicht immer mit der Wirklichkeit übereinzustimmen scheinen. Nach den Berichten der deutschen Presse „verließ der Verfasser die Eisenbahn bei Araguay, ritt auf Pferden und Maultieren nach Goyaz und gelangte kurz nach diesem Ort, der bereits im Innern Brasiliens liegt, in eine romantische Welt der Abenteuer und Gefahren, die man weit eher nach Zentral-Afrika verlegen würde, wenn es sich nicht um Südamerika handeln würde.“ Nach Betrachtungen über die räumliche Ausdehnung des Innern Südamerikas heißt es dann weiter: „Dieses ungeheure unbekanntes Gebiet wird von hunderten wilder Stämme bevölkert, die unberührt von jeglicher Kultur genau in derselben Weise und unter denselben Verhältnissen leben, wie sie es bereits seit undenklichen Zeiten getan haben mögen. Sie streifen ohne jede Bekleidung umher, können weder Kunst noch Handwerk, sei es auch in den einfachsten Umständen, und bestreiten ihren Lebensunterhalt lediglich durch Jagd und Fischerei. Die Wilden leben offenbar noch unter jenen Bedingungen, die die Wissenschaft dem Steinalter der Menschheitsentwicklung zuschreibt. Der erste Stamm, dem der Verfasser begegnete, trägt die Bezeichnung Karaya. Männer sowohl wie Frauen waren von Kopf bis zu Fuß mit einer gelblichroten Farbe bemalt. Der Stamm lebt in Gruppen und festen Niederlassungen.“ Die Notiz beginnt nun allerdings doch ein wenig zu zweifeln, denn es wird bemerkt: „Es fragt sich nur, welcher Sprache sich der Missionar zur Bekehrung dieses Stammes bediente.“ Das fragt sich allerdings sehr, und ein Werk, das über diese durchaus nicht nebensächliche Frage so glatt hinweggeht wie der andere Cook über den Nordpol, muß allerdings sehr mißtrauisch betrachtet werden! „Bei Fortsetzung seiner Reise gelangte der Verfasser in das Gebiet eines anderen Stammes, der Cherente, welche aber bereits einen gewissen Grad von Zivilisation aufweisen. Hier indessen konnte er seiner Missionstätigkeit nicht obliegen, denn Jesuitenpatres entwickeln hier schon seit geraumer Zeit eine äußerst rege Missionstätigkeit, worauf die beträchtliche Zahl der Bekehrten schließen ließ.“ Leider verrät uns der Bericht nicht, ob Herr Cook nun zurückkehrte oder noch andere „Abenteuer und Gefahren, die man weit eher nach Zentralafrika verlegen würde“, erlebte — was sehr zu bedauern ist. Denn so bleibt für Herrn Savage Landor, dem grossen Tibet-Märtyrer, auch noch etwas aufzusehneiden übrig. Natürlich ist die Notiz weder von unterrichteter noch von uns wohlgesinnter Seite in die deutsche Presse lanziert worden.

— Wie wir hören, ist der hiesige Kaiserlich Deutsche General-Konsul, Herr Freiherr von Nordenflycht, für den Posten des Ministerresidenten in Montevideo in Aussicht genommen. Wenngleich darin ein Beweis der Anerkennung und des Vertrauens liegt, zu dem man Herrn von Nordenflycht beglückwünschen muß, so wird die hiesige deutsche Kolonie die Nachricht doch mit lebhaftem Bedauern aufnehmen. Der Herr Generalkonsul erfreut sich hier mit Recht sehr großer Sympathien, nicht nur als pflichttreuer, eifriger und klarblickender Beamter, sondern auch als ein Mann von umfassender Bildung und ehrlichem Wohlwollen, der auch ausserhalb des Kreises seiner Amtspflichten stets für die deutschen Interessen eingetreten ist. Unser Blatt würde an Herrn von Nordenflycht einen aufrichtigen Freund und Förderer verlieren, und dasselbe müßte die Deutsche Schule

sagen, der er ebenfalls immer ein reges Interesse entgegenbrachte.

— Auf der Rückreise nach Deutschland weilte gestern Herr Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann, der auf seiner (privaten) Informationsreise nach dem Besuche Brasiliens sich nach Argentinien begeben hatte, einige Stunden in unserer Stadt. Herr Zimmermann, der von Brasilien einen ausgezeichneten Eindruck erhalten hatte und von der großen Zukunft unseres Landes überzeugt ist, wurde von Argentinien ziemlich enttäuscht. Seiner Empfindung nach hat dieses Land bei weitem nicht die unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten, wie Brasilien. Herr Zimmermann reiste mit der „Cap Arcona“ weiter. Denselben Dampfer benutzt zur Heimreise Herr Oberst a. D. Freytag-Wiesbaden, der ebenfalls eine Informationsreise durch Südamerika hinter sich hat. Herr Freytag war zuerst im Süden und kam dann erst zu uns. Nichtsdestoweniger ist der Eindruck, den er von Brasilien erhalten hat, ausgezeichnet.

— Im diplomatischen Dienst Brasiliens ist ein großes Revirement vorgenommen worden. Der Gesandte in Portugal Dr. José Pereira da Costa Motta wurde nach Argentinien versetzt. An seine Stelle tritt Herr Eneas Martins, bisher Gesandter in Peru. Der Gesandte in Paraguay, Herr Gastão da Cunha, wird in Zukunft unser Land in Dänemark und Norwegen vertreten. Von dort kommt Herr David Campista nach Paris, um den zur Disposition gestellten Dr. Gabriel de Toledo Piza zu ersetzen. Nach Paraguay geht Herr Luiz Rodrigues de Lorena Ferreira, nach Mexiko Herr Antonio Fontoura Xavier und nach Peru Herr Augusto Cochrane de Alencar. Die neue diplomatische Vertretung in der Türkei ist dem bisherigen 1. Legationssekretär Herrn Oscar de Taffé von Honholtz, einem Sohne des bekannten Admirals und Bruder des Präsidialsekretärs, übertragen worden, der zum Ministerresidenten ernannt wurde. Ministerresident in Columbia wird Herr Silvino Gurgel do Amaral und in Cuba und in Mittelamerika Herr José da Graça Aranha.

Unter diesen Ernennungen sind unzweifelhaft diejenigen der Herren David Campista und Eneas Martins die wichtigsten. Der frühere Finanzminister Affonso Pennas, der nach dem Wunsche seines Freundes Bundespräsident werden sollte und der nach dem Siege des Marschalls Hermes in die Diplomatie abgeschoben wurde, ist unzweifelhaft auf diesem Gebiete besser am Platze als in der Verwaltung. Er wird den wichtigen Posten in Paris sicher zum Nutzen des Landes versehen. Daß Herr Costa Motta nicht in Lisabon bleiben sollte, war schon seit dem Siege der Revolution in Portugal beschlossene Sache. Denn dieser Diplomat war dem königlichen Hause in persönlicher Freundschaft zugetan und konnte daher den neuen Machthabern unmöglich angenehm sein. Auch daß Herr Eneas Martins ihn ersetzen werde, war schon lange bekannt, denn der bisherige Gesandte in Peru sympathisierte von Anfang an offen mit der portugiesischen Republik. Mit Domicio da Gama, dem neuen Botschafter in Washington, gehört er zu den vertrautesten Freunden des Barons Rio Branco, zu denen, die unbedingt die Ansichten unseres Kanzlers vertreten.

— Frä. Erna Luges und Herr Adolf Rumjanek in Rio de Janeiro teilen uns ihre Verlobung mit. Wir sprechen dem jungen Paare unseren Glückwunsch aus.

## Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

## Aus den Bundesstaaten.

Vom 3. Juni

**Pernambuco.** Vorgestern nachmittag gegen halb 5 Uhr stürzte in der Rua Cabuya ein Neubau ein. Eine Seitenwand fiel auf das Dach des Nebengebäudes, in dem sich das Goldwarengeschäft von Krause & Sobrinhos befindet. Das Dach des Hauses brach zusammen und begrub mehrere Personen unter sich. Einer der Besitzer des Geschäfts wurde schwer verwundet, mehrere Arbeiter sind tot. Als das Telegramm abging, war die Feuerwehr noch mit dem Wegräumen der Trümmer beschäftigt.

**Minas.** Es geht das Gerücht, daß ein kapitalkräftiges paulistaner Syndikat der Regierung einen Vorschlag über den Betrieb der kürzlich in Aguas Virtuosas (Lambary) geschaffenen Badeeinrichtungen, Anlagen etc. machen wird.

— Der Staatspräsident und die Staatssekretäre wohnten vor etlichen Tagen im Gebäude der Staatsdruckerei in Bello Horizonte der Einweihung der neuen Rotationsmaschine für das Amtsblatt „Minas Geraes“ bei. Die Maschine entstammt (wie wir schon neulich berichteten) der Heidelberger Schnellpressenfabrik und ist durch die Firma Bromberg & Co. in Rio de Janeiro importiert worden. Die Montage erfolgte im Auftrage der Firma durch Herrn Jorge Giessler. Die Rotationsmaschine „Heureka“ ist eine Neuheit für Brasilien, denn der Druck erfolgt nicht, wie sonst üblich, auf dem zeitraubenden und kostspieligen Umwege über die Stereotypie-Platten, sondern wird von Gummistreifen auf das Papier übertragen. Das Format der Maschine, der ersten „Heureka“, die in Südamerika aufgestellt wurde, druckt 4 bis 5 Seiten im Format 67 mal 104 Centimeter und liefert 6500 Abzüge in der Stunde. Betrieben wird sie durch einen Elektromotor von 15 PS, doch sind zum Antrieb nur 9 PS erforderlich. Die Farbauftragung erfolgt automatisch, auch falzt die Maschine die Zeitungen. Zur Bedienung sind nur 2 Mann erforderlich, was gegenüber der Marinoni-Rotationsmaschine, auf der der Druck früher erfolgte, eine bedeutende Ersparnis bedeutet, denn jene Maschine erforderte 6 Mann. Der Staatspräsident und die Staatssekretäre verfolgten mit großem Interesse die Arbeit, die einen sehr guten Eindruck auf sie machte. Herr Bruno Feder, Repräsentant der Firma Bromberg & Co. in unserem Staate, bewirtete die Herren darauf mit einem Glase Champagner.

— Das Wasser- und Kanalisationsamt beabsichtigt, das Wasserreservoir von Cerandinho (Bello Horizonte) umzubauen. Sie hat eine Anzahl Firmen aus unserer und der Bundeshauptstadt, im ganzen acht, aufgefordert, Angebote für die Materiallieferung einzureichen. Da der Chef-Ingenieur Dr. Benjamin Brandão die Verantwortung nicht allein tragen wollte, so bat er den Staatspräsidenten um Ernennung einer Kommission. Diese bestand aus den Herren Dr. Baeta Neves, Staats-Eisenbahndirektor, Dr. Agostinho Porto, Direktor des Staatsbauamts, und Dr. J. Nogueira de Sa, Ingenieur beim Wasser- und Kanalisationsamt. Die Kommission bezeichnete einstimmig das Angebot der Firma Herm. Stoltz & Co. in Rio als das günstigste. Demgemäß wurde dieser Firma der Zuschlag erteilt. Wir beglückwünschen das angesehene deutsche Haus zu dem Erfolge.

**Parana.** Die Handelsvereinigung von Curityba bat den Verkehrsminister in einer langen ausführlich begründeten Eingabe um Erfüllung des Versprechens einer Herabsetzung der Tarifa der Paranabahn. Der Präsident derselben Körperschaft befürwortete auch das Gesuch um Erbauung eines Lagerschuppens im Zollamt von Paranagua, das die Munizipalkammer dieser Stadt an den Finanzminister gerichtet hat.

— Bei der Generalversammlung der Aktionäre der Bank von Parana erschienen zahlreiche Aktionäre, die von dem

Aktienkapital — 1000 Contos — 816 Contos repräsentierten. Es wurde beschlossen, die Bank an die italienisch-französische Bank zu übertragen, und zwar gegen Auszahlung des vollen Betrags des Aktienkapitals, 1000 Contos. Die Liquidation der Bank erfolgt für Rechnung der Aktionäre, die eine Aufsichtskommission ernennen werden, um ihre Interessen bei der Liquidation zu wahren. Die Handelsbank und die Provinzialbank von Porto Alegre hatten um Aufschiebung der Entscheidung bis zum 30. Juni ersucht, da sie ebenfalls Vorschläge einreichen wollten, doch ist man nicht darauf eingegangen.

— Die Bevölkerung von Papanduva ist in Aufregung über eine Räuberbande, die ihre Ueberfälle von Santa Catharina aus macht. Die Banditen drohten, drei Handelshäuser zu überfallen, und es ist ihnen wohl zuzutrauen, daß sie ihre Drohung ausführen, denn sie haben im Munizip Curitybanos bereits das Geschäft des Herrn Gueber ausgeplündert.

**Rio Grande do Sul.** Der in seinem Vaterlande verheiratete Portugiese Eduardo Cruz, dessen Frau noch in Portugal lebt, war in der Stadt Rio Grande ansässig und lebte mit einer gewissen Isabel Cruz in wilder Ehe, ließ sie jedoch aus irgend einem Grunde vor einiger Zeit im Stiche. Vorgestern nun suchte sie ihn auf und bat dringend, er möge wieder zu ihr zurückkehren. Er weigerte sich jedoch hartnäckig. Da geriet sie außer sich, erdolchte erst ihn und versuchte dann, auch ihrem Leben ein Ende zu machen, woran sie von zuspringenden Personen verhindert wurde.

Vom 5. Juni

**Minas.** Die Hypotheken- und Landwirtschaftsbank für Minas (Banco Hypothecario e Agricola de Minas Geraes) hat ihren Betrieb nicht zur festgesetzten Frist, die gestern abgelaufen ist, eröffnet. Die Regierung hat die Frist um weitere 30 Tage verlängert.

**Parana.** In Curityba wurden auf Anordnung des Polizeichefs Dienstbücher für Hausgesinde eingeführt, die von der Abteilung für Identifikation und Statistik des Polizeiamts ausgegeben werden. Die Führung der Dienstbücher ist vorläufig nicht obligatorisch, sondern dem Belieben der Dienstboten überlassen.

**Rio Grande do Sul.** In der Kolonie Santa Angelo, Munizip Rio Cachoeira, ließ der Landwirt Friedrich Hoppe durch den Schwarzen João Manoel da Silva auf seine Frau Anna, mit der er in Scheidungsprozeß stand, einen Mordversuch ausführen. Der Schwarze verwundete die Frau mit einem kleinkalibrigen Winchestergewehr, jedoch nicht tödlich. Der Anstifter wie der Täter sind festgenommen worden und haben ein Geständnis abgelegt.

— Der Präsident der Gesellschaft zur Förderung des Rennsports (Sociedade Protectora do Turf) in Porto Alegre bat den Landwirtschaftsminister um eine Geldbeihilfe zum Ankauf von Vollblutstuten im Ausland. In der Petition wird darauf hingewiesen, daß die Pferdezucht im Staate zwar gute Fortschritte gemacht hat, daß viele Dreiviertel- und Siebenachtelblutpferde existieren, von Halbblutpferden ganz abgesehen, aber, abgesehen von den Vollbluthengsten, oben auch nur solche, eine richtige Vollblutzucht existiert bisher nicht, weil es an Vollblutstuten fehlt. Diesem Mangel soll nun abgeholfen werden.

Bei dieser Gelegenheit bringen die hiesigen Zeitungen Berichte über den schlechten Zustand des Eisenbahndienstes, der sich trotz der Versprechungen der amerikanischen Kapitalisten bis jetzt nicht gebessert hat.

Feuilleton.

Das Geheimnis des Gelben Zimmers.

Abenteuer des Reporters Joseph Rouletabille.  
Von Gaston Leroux.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein rätselhafter Toter.

Ich beuge mich mit unbeschreiblicher Angst über den Körper meines Freundes und erkannte zu meiner großen Freude, daß er schlief. Er schlief den gleichen schweren, ungesunden Schlaf, in den ich Frédéric Larsan hatte verfallen sehen. Auch er war ein Opfer des Betäubungsmittels, das man in unsere Speisen getan hatte. Wie ging es zu, daß ich verschont blieb? Gewiß hatte man den Schlaftrunk in unser Getränk gemischt, und ich trinke nicht während des Essens.

Ich schüttelte Rouletabille heftig, erreichte aber nicht, daß er die Augen öffnete. Dieser Schlaf war ohne Zweifel das Werk Fräulein Stangersons.

Gewiß hatte sie gedacht, daß sie von diesem jungen Manne, der alles beobachtete, alles wußte, noch mehr als von ihrem Vater zu fürchten hatte! Wie ich mich entsinne, hatte uns der Kammerdiener, der uns bei Tisch bediente, einen ausgezeichneten Chablis empfohlen, der sicher vorher auf der Tafel des Professors gestanden hatte.

So verging über eine Viertelstunde. Die dringende Lage, in der wir durchaus wach sein mußten, zwang mich zu einem Gewaltmittel. Ich ergriff den Wasserkrug und goß ihm seinen Inhalt über den Kopf. Er schlug die Augen auf. Endlich! Doch wie traurig waren seine Augen anzusehen! . . . Ohne Glanz, ohne Leben starrten sie ins Leere! Aber war es nicht schon ein Erfolg? Also weiter! Ein paar Ohrfeigen brannten auf seinem Gesicht. Er ermunterte sich etwas und murmelte: „Noch mehr! . . . Aber machen Sie ja keinen Lärm!“ . . . Ihn weiter ohrfeigen ohne Lärm zu machen, schien mir ein Ding der Unmöglichkeit. Ich begnügte mich, ihn zu kneifen und zu rütteln, bis er sich auf den Beinen halten konnte. Wir waren gerettet! . . .

„Ich bin betäubt worden!“ sagte er . . . „Ach wie entsetzlich habe ich eine Viertelstunde lang gekämpft, ehe ich dem Schlummer, der mich überfiel, nachgab! . . . Jetzt ist mir besser. Bleiben Sie bei mir! . . .“

Doch was war das? Ein entsetzlicher Schrei gelte an unser Ohr. Er kam aus dem Innern des Schlosses, ein wahrer Todesschrei! . . .

„O weh!“ schrie Rouletabille . . . „Wir kommen zu spät.“

Er wollte nach der Tür stürzen, war aber noch ganz betäubt und taumelte gegen die Wand. Ich selbst war schon an der Galerie, den Revolver in der Hand laufe ich wie ein Wahnsinniger nach den Zimmern Fräulein Stangersons. Als ich an die Kreuzung der beiden Galerien komme, sehe ich einen Menschen, der aus ihrer Wohnung entflieht und in einigen Sätzen den Treppenflur erreicht.

Ich bin nicht mehr Herr meines Tuns: ich schieße . . . Der Revolverschuß erdröhnt mit betäubendem Lärm in der Galerie; aber der Mann setzt schon mit seinen unsinnigen Sprüngen über die Treppe fort. Ich bin hinter ihm her: „Halt! halt! oder du bist des Todes!“ . . . Wie ich ihm auf der Treppe nachstürze, sehe ich plötzlich ein Gesicht vor mir. Es ist Arthur Rance, der aus dem linken Flügel herbeieilt und brüllt: „Was gibts denn? . . . Was gibts denn?“ . . . Wir beide kommen fast zur selben Zeit unten an der Treppe an; das Flurfenster ist offen; wir sehen deutlich die Gestalt des Fliehenden; instinktiv entladen wir unsere Revolver nach der Richtung; er ist nicht mehr als zehn Meter vor uns; er stolpert, und wir glauben, er müsse

fallen; wir zum Fensterrahmen hinaus; aber er beginnt mit erneuten Kräften zu laufen; ich auf Socken, der Amerikaner mit nackten Füßen hinterdrein! Wir feuern unsere letzten Patronen auf ihn ab; er flieht noch immer vor uns her. . . . Jetzt wendet er sich rechts vom Schloßhofe nach dem entlegensten Teile des rechten Flügels, einem schmalen, von Gräben und hohen Mauern umgebenen Winkel. Von hier kann er unmöglich entfliehen, denn es ist kein anderer Ausgang als die Tür des kleinen Zimmers, in dem jetzt der Wächter wohnt. Obwohl der Mann unbedingt von unseren Kugeln verletzt sein muß, hat er jetzt einen Vorsprung von etwa zwanzig Metern.

Plötzlich öffnet sich über uns ein Fenster der Galerie und wir hören Rouletabilles Stimme in höchster Verzweiflung rufen:

„Schießen Sie, Bernier! . . . schießen Sie!“

Und die helle Nacht, die in diesem Augenblick der Vollmond beleuchtete, durchzuckt sofort wieder ein Blitz. Beim hellen Schein dieses Feuers sehen wir Bernier mit seinem Gewehr an der Tür des Schloßturmes stehen.

Er hat gut gezielt. Die Gestalt fällt. Aber da er am Ende des rechten Schloßflügels angekommen ist, fällt er nach der anderen Seite der Ecke des Gebäudes, das heißt: wir haben ihn fallen gesehen, aber er liegt an der anderen Seite der Mauer, die wir noch nicht sehen können. Bernier, Arthur Rance und ich kommen zwanzig Sekunden später an dieser Seite an. Die Gestalt liegt tot zu unseren Füßen.

Wahrscheinlich durch das Geschrei und durch die Schüsse aus seinem lethargischen Schlafe geweckt, öffnet Larsan sein Fenster und schreit, gerade wie Arthur Rance: „Was gibts denn? . . . was gibts denn?“

Und wir, wir stehen, über die Leiche gebückt, . . . über die Leiche des Mörders! Rouletabille, der jetzt ganz ermuntert ist, erscheint.

„Er ist tot! . . . er ist tot!“ rufe ich ihm entgegen.

„Umso besser,“ sagt er. . . . „Tragen Sie ihn in den Hausflur des Schlosses!“

Doch: „Nein, nein!“ verbesserte er sich, . . . „legen Sie ihn in das Zimmer des Wächters!“

Rouletabille klopft an die Tür dieses Zimmers. . . . Niemand gibt von innen Antwort, . . . was mich natürlich nicht wundert.

„Gewiß ist er nicht da,“ sagt der Reporter, „sonst wäre er schon herausgekommen! . . . Nun, so tragen wir den Toten in den Flur!“ . . .

Eine am Mond vorübergehende dicke Wolke hatte die Nacht so verdunkelt, daß wir die Gestalt des Getöteten nicht erkennen konnten. Wenn wir nur ~~er~~ sehen könnten! Vater Jacques kam und half uns den Leichnam nach dem Vestibül tragen. Dort legten wir ihn auf der ersten Treppenstufe nieder. Ich fühlte während des Transportes das warme Blut, das aus den Wunden floß.

Vater Jacques geht in die Küche und kommt mit einer Laterne zurück. Er beleuchtet das Gesicht des Toten, und wir erkennen den Wächter, denselben, den der Gastwirt vom „Warturm“ den „Grünen“ nannte, und den ich vor einer Stunde mit seiner Last aus dem Zimmer Arthur Rances kommen sah.

Ich kann nicht stillschweigend die gewaltige Bestürzung — ja die grausame Enttäuschung — übergehen, die Joseph Rouletabille und Frédéric Larsan an den Tag legten. Sie betasteten den Leichnam . . . sie betrachteten das bleiche Gesicht, den grünen Anzug des Wächters . . . und riefen einmal über das andere: „Unmöglich! . . . das ist unmöglich!“

Vater Jacques war ganz blödsinnig vor Schmerz; sein lautes Wehklagen wirkte beinahe komisch. Er behauptete, daß man sich geirrt habe und daß der Wächter nicht der Mörder seiner Herrin sein könne. Wir hatten Mühe, ihn zu be-

— Allen denen, die noch mit dem Abonnementsbetrag für das Jahr 1910 der Wochen Ausgabe unserer Zeitung im Rückstande sind, teilen wir hierdurch mit, daß die Nummer dieser Woche die letzte sein wird, die wir ihnen zu senden. Es kann sich niemand über diese Maßregel beklagen, denn allen Säumigen sind rechtzeitig Mahnungen zugegangen.

ruhigen. Hätte man seinen eigenen Sohn getötet, er hätte nicht mehr jammern können. Ich erklärte mir diesen übertriebenen Gefühlsausbruch damit, daß er Angst hatte, man könnte glauben, er freue sich über das dramatische Ende des Mörders; denn jeder wußte, daß er ihn haßte. Ich bemerkte, daß von uns allen Vater Jacques der einzige vollständig Angekleidete war; wir andern waren halb nackt, ohne Schuhe und ohne Strümpfe.

Rouletabille ist noch immer mit dem Toten beschäftigt; beim Flackern von Vater Jacques Laterne kniet er auf dem Steinboden und entkleidet die Leiche des Wächters! . . . Er entblößt ihm die Brust. Das Blut fließt heraus.

Plötzlich reißt er Vater Jacques die Laterne aus der Hand und läßt ihren Schein auf die offene Wunde fallen.

Dann steht er wieder auf und sagt in einem sonderbaren Tone, in einem Tone wilder Ironie:

„Dieser Mann ist nicht durch Revolverschüsse und Schrot getötet worden, . . . ein Messerstich hat ihn ins Herz getroffen!“

Ich glaubte wieder einmal, Rouletabille sei verrückt geworden, und ich beugte mich über den Toten. Da aber konnte ich feststellen, daß der Leichnam des Wächters eine einzige Wunde trug, die von einem Dolchstoße herrührte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Doppelspur.

Ich hatte mich noch nicht von meiner Bestürzung über die sonderbare Entdeckung erholt, als mein junger Freund mir auf die Schulter klopfte und zu mir sagte:

„Folgen Sie mir!“

„Wohin?“

„In mein Zimmer.“

„Was wollen wir dort?“

„Ueberlegen!“

Ich gestand ihm, daß es mir ganz unmöglich war, jetzt zu denken, geschweige denn zu überlegen; es war mir unbegreiflich, wie Rouletabille in dieser tragischen Nacht sich anmaßen konnte, etwas ruhig zu „überlegen“. Er tat es jedoch mit der Kaltblütigkeit eines Feldherrn inmitten der tobenden Schlacht. Er machte hinter uns die Türe zu, wies mir einen Sessel an, setzte sich bedächtig mir gegenüber und zündete natürlich seine Pfeife an. Ich sah zu, wie er überlegte . . . und dabei schlief ich ein. Als ich erwachte, war es heller Tag. Meine Uhr zeigte auf acht. Rouletabille war nicht mehr da. Sein Sessel mir gegenüber war leer. Ich stand auf und begann meine Glieder zu strecken, als die Tür aufging und mein Freund hereintrat. An seinem Gesichtsausdruck sah ich, daß er, während ich schlief, seine Zeit nicht verloren hatte.

Ich fragte sofort nach Fräulein Stangerson.

„Ihr Zustand ist sehr besorgniserregend, aber nicht verzweifelt.“

„Wann sind Sie von mir fortgegangen?“

„Beim ersten Morgengrauen.“

„Sie haben gearbeitet?“

„Tüchtig!“

„Etwas entdeckt?“

„Einen doppelten Abdruck von sehr merkwürdigen Fußtritten, der mir fast einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte.“

„Nun, und?“

„Es ist alles in Ordnung.“

„Gibt Ihnen denn die Fußspur eine Erklärung?“

„Ja.“

„Ueber den rätselhaften Tod des Wächters.“

„Ja. Dieser Leichnam ist mir jetzt kein Rätsel mehr. Ich habe heute morgen beim Umhergehen zweierlei deutliche Fußspuren, die heute nacht gleichzeitig und dicht nebeneinander zurückgelassen wurden, entdeckt. Diese doppelten Fußstapfen verlassen alle anderen Spuren etwa in der Mitte des Schloßhofes und wenden sich nach dem Eichwalde. Ich verlasse den Hof, die Augen auf meine Spur gerichtet, als Frédéric Larsan hinter mir herkommt. Er interessierte sich sofort sehr lebhaft für meine Arbeit; denn diese Doppelspur war es wert, daß man ihr die Aufmerksamkeit schenkte. Das waren dieselben Fußspuren wie die des Gelben Zimmers: die plumpen und die eleganten Tritte; aber während damals diese beiden Spuren sich erst am Ufer des Teiches trafen, um dann wieder zu verschwinden — woraus ich und Larsan doch geschlossen hatten, daß diese beiden Arten von Spuren von derselben Person herrührten, die nur das Fußzeug gewechselt hätte —, gehen hier die plumpen und die eleganten Tritte nebeneinander her. Diese Feststellung war wohl dazu geeignet, mich in meinen früheren Kombinationen unsicher zu machen. Larsan schien wie ich zu denken; so blieben wir über die Fußstapfen gebeugt wie schnüffelnde Hunde auf der Lauer.

Ich holte aus meiner Brieftasche meine Papiersohlen hervor. Die erste Sohle, die ich nach den von Larsan gefundenen Spuren Vater Jacques geschnitten hatte, das heißt: die Spur der plumpen Füße paßte genau auf den einen Abdruck vor uns. Die zweite Sohle, die Form der eleganten Füße, paßte ebenfalls auf die betreffende Spur, nur mit einem kleinen Unterschied an der Spitze des Stiefels. Vielleicht trug die Person diesmal anderes Schuhwerk.

Larsan und ich gingen dieser Doppelspur nach, die uns zum Eichwald hinaus an jene Teichränder führte, die uns schon bei der ersten Untersuchung gesehen hatten. Diesmal aber führten beide Spuren weiter, über den kleinen Fußweg nach der Landstraße von Epinay. Dort gerieten wir auf einen frischgepflasterten Damm, der uns daran hinderte, mehr zu sehen; und wir kehrten auf das Schloß zurück, ohne ein Wort miteinander zu sprechen.

Im Schloßhofe trennten wir uns; da aber unsere Gedanken dieselbe Richtung genommen hatten, trafen wir uns aufs neue vor der Tür des Vaters Jacques. Wir fanden den alten Diener im Bett und konstatierten sogleich, daß seine Sachen, die er auf den Stuhl geworfen hatte, in einem trostlosen Zustande waren; vor allem hatte er seine Stiefel ungewöhnlich beschmutzt. Unmöglich konnte er sich so zugerichtet haben, als er den Toten vom Hof nach dem Hausflur tragen half oder die Laterne aus der Küche holte, denn in der Zeit regnete es nicht. Aber vorher und nachher hatte es geregnet.

Das Gesicht des Alten war traurig anzusehen. Eine große Müdigkeit lag darauf, und seine unstedt blinzenden Augen sahen uns zuerst ganz entsetzt an.

Wir vernahmen ihn. Zuerst gab er an, er sei sogleich nach der Ankunft des Arztes, den der Kammerdiener geholt hatte, zu Bette gegangen; wir aber bewiesen ihm, daß er log, und wir brachten ihn schließlich zu dem Geständnis, daß er sich in der Tat aus dem Schlosse entfernt hatte. Als Grund schützte er vor, starker Kopfschmerzen halber das Bedürfnis nach frischer Luft gehabt zu haben, aber nicht weiter als bis zum Eichwalde gegangen zu sein. Wir beschrieben ihm darauf den ganzen Weg, den er gemacht hatte, und zwar so gut, als wären wir ihm gefolgt. Der Alte richtete sich von seinem Lager auf und begann heftig zu zittern.

„Sie waren nicht allein!“ rief Larsan.

„Sie haben es also gesehen?“ fragte Vater Jacques.

„Was denn?“

„Na, das schwarze Gespenst!“ — worauf uns der alte Diener erzählte, daß er seit kurzem jede Nacht das schwarze Gespenst sehe. Es erscheine im Park, gerade, wenn die Uhr Mitternacht schlägt, und schlüpfe mit unglaublicher Geschmeidigkeit zwischen den Bäumen hindurch, gerade, als nähme es seinen Weg mitten durch die Stämme. Zweimal schon sei Vater Jacques, der das Gespenst von seinem Fenster aus sah, beim Mondschein aufgestanden und habe sich entschlossen, dieser seltsamen Geistererscheinung mutig zuleibe zu gehen. In der vorletzten Nacht hätte er sie beinahe eingeholt; aber plötzlich wäre sie an der Turmecke verschwunden. Endlich in dieser Nacht — als er in der Tat das Schloß verlassen hatte, weil ihm der Gedanke an ein neues Verbrechen keine Ruhe ließ — habe er plötzlich mitten im Schloßhofe das schwarze Gespenst auftauchen sehen. Er sei ihm zuerst vorsichtig gefolgt, habe sich dann aber näher herangewagt . . . und es durch den Eichwald am Teiche vorbei, bis an die Landstraße von Epinay verfolgt. Dort sei das Gespenst plötzlich verschwunden.

„Haben Sie sein Gesicht nicht gesehen?“ fragte Larsan.

„Nein, ich sah nur einen schwarzen Schleier.“

„Und nach all den Dingen, die sich in der Galerie zutragen, stürzten Sie sich nicht auf das Gespenst?“

„Ich konnte nicht . . . ich hatte Furcht . . . Kaum daß ich die Kraft hatte, ihm zu folgen . . .“

„Sie sind ihm gar nicht gefolgt, Vater Jacques,“ sagte ich mit drohender Stimme . . . „Sie sind mit dem Gespenst bis an die Landstraße von Epinay Arm in Arm gegangen!“

„Nein!“ schrie er . . . „Es regnete auf einmal in Strömen. Da bin ich umgekehrt . . . und ich weiß nicht, was aus dem schwarzen Gespenst geworden ist . . .“

Seine Augen sahen mir nicht frei ins Gesicht.

Wir ließen ihn allein.

„Ein Mithuldiger?“ fragte ich Larsan, als wir draußen waren, und sah ihm fest ins Gesicht, als wollte ich seine Gedanken ergründen.

Larsan hob die Arme zum Himmel.

„Wie kann ich das wissen! . . . Was weiß man in einer derartigen Affäre? . . . Vor vierundzwanzig Stunden noch hätte ich geschworen, daß keine Mithuldigen vorhanden sind! . . .“

Er verließ mich, indem er mir mitteilte, daß er sich sogleich nach Epinay begeben müsse.

Rouletabille war mit seiner Erzählung fertig.

„Nun?“ fragte ich ihn . . . „Was ist daraus zu schließen? Ich begreife nichts davon! . . . Also, kurz! Was wissen Sie?“

„Alles!“ rief er aus . . . „alles!“

Nie hatte ich sein Gesicht so strahlen sehen. Er war aufgestanden und drückte mir fest die Hand . . .

„So erklären Sie mir doch,“ bat ich . . .

„Lassen Sie uns nach dem Befinden Fräulein Stangersons sehen!“ antwortete er kurz.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Rouletabille kennt die beiden Hälften des Mörders.

Fräulein Stangerson wäre beinahe zum zweiten Male ermordet worden. Sie befand sich noch viel schlimmer als nach dem ersten Attentat. Die drei Messerstiche, die ihr der Mörder in dieser neuen furchtbaren Nacht versetzt hatte, brachten sie lange in die schrecklichste Lebensgefahr, und nachdem sie endlich überwunden war und die Hoffnung bestand, daß dieses unglückliche Mädchen noch einmal ihrem blutigen Schicksal entrinnen würde, da zeigte es sich, daß, wenn sie auch körperlich täglich mehr genas, es geistig nicht ebenso der Fall war. Bei der geringsten Anspielung auf die schreckliche Tragödie geriet sie in Fieberwahn, und

es ist keine Uebertreibung, daß die Verhaftung Robert Darzaes, die am Tage nach dem Tode des Wächters erfolgte, den Abgrund noch vertiefte, in dem wir diesen herrlichen Geist versinken sahen.

Robert Darzac kam gegen halb zehn auf dem Schlosse an. Ich sah ihn durch den Park herbeieilen, Haar und Kleidung in größter Unordnung, die ganze Erscheinung in einem trostlosen Zustande. Sein Gesicht war totenbleich. Rouletabille und ich standen an ein Fenster der Galerie gelehnt. Er bemerkte uns und schrie uns ganz verzweifelt entgegen:

„Ich komme zu spät! . . .“

„Sie lebt!“ rief ihm Rouletabille zu.

Eine Minute später betritt Darzac das Zimmer Fräulein Stangersons; durch die Tür hören wir ihr Sehluchzen. . .

„Ein Verhängnis!“ seufzte Rouletabille an meiner Seite . . . „Was für Höllenmächte sind es nur, die so viel Ungemach über diese arme Familie verhängen! Wenn man mich nicht eingeschläfert hätte, so würde ich Fräulein Stangerson aus den Händen des Mörders gerettet und ihn für ewige Zeiten stumm gemacht haben, . . . und der Wächter wäre nicht tot!“

Robert Darzac suchte uns wieder auf. Er zerfloß in Tränen. Rouletabille erzählte ihm alles: wie er alles zu Fräulein Stangersons Rettung vorbereitet hatte, wie es ihm gelungen wäre, den Mörder für immer zu entfernen, nachdem er sein Gesicht gesehen hätte, und wie sein Plan durch den Schlaftrunk im Keime erstickt worden war.

„Ach, wenn Sie wirklich Vertrauen zu mir gehabt hätten,“ schloss der junge Reporter. . . „Wenn Sie Fräulein Stangerson gebeten hätten, Vertrauen zu mir zu haben. . . Aber hier mißtraut einer dem andern . . . Die Tochter hat kein Vertrauen zum Vater, die Braut kein Vertrauen zum Bräutigam . . .! Während Sie mir auftrugen, alles zu tun, um den Ueberfall des Mörders zu verhindern, traf sie alle Vorbereitungen, um sich ermorden zu lassen! . . . Und ich kam zu spät! . . . Noch halb betäubt, schleppte ich mich in ihr Zimmer, wo der Anblick der Armen, die in ihrem Blute lag, mich vollends ermunterte. . .“

Auf Darzaes Ersuchen erzählte Rouletabille die ganze Szene. An den Wänden einen Halt suchend, um nicht zu fallen, hatte er sich, während wir den Mörder im Vestibül und im Schloßhof verfolgten, nach dem Zimmer des Opfers begeben . . . Die Türen des Vorzimmers sind offen; er tritt hinein; Fräulein Stangerson liegt leblos, über den Schreibtisch gebeugt; ihre Augen sind geschlossen; ihr Nachtgewand ist rot von dem Blute, das ihrer Brust entströmt. Rouletabille, der noch ganz unter dem Einfluß des Betäubungsmittels steht, glaubt sich in einem schrecklichen Traum zu befinden. Mechanisch geht er wieder auf die Galerie hinaus, öffnet ein Fenster, ruft uns zu, was geschehen ist, gibt den Befehl, zu schießen, und kehrt in das Zimmer zurück. Er durchschreitet das verlassene Boudoir, tritt in den Salon, dessen Tür angelehnt geblieben ist, und rüttelt Herrn Stangerson aus dem Schlaf. Dieser richtet sich ganz erschrocken auf, blickt verstört um sich, läßt sich von Rouletabille bis in das Schlafzimmer schleppen. Hier bemerkt er seine Tochter und stößt einen herzzerreißenden Schrei aus . . . Ach ja, nun ist er wach! . . . Beide tragen jetzt mit vereinten Kräften das Opfer aufs Bett . . .

Danach will Rouletabille sich zu uns begeben, um zu wissen . . .; aber als er das Zimmer verlassen will, bleibt er beim Schreibtisch stehen . . . Auf der Erde liegt ein großes Paket . . . schon mehr ein Ballen . . . Wie kommt dieses Paket neben den Schreibtisch? Die leinene Hülle ist geöffnet . . . Rouletabille beugt sich über den Inhalt . . . Papiere . . . Papiere . . . Photographien . . . Er liest: „Neues Verdichtungsselektroskop . . . Grundeigenschaften

# HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721 Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo Telephon 1721

## Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag  
Bad — Elektrisches Licht — Billard. **João Heinrich.**

der Mittelsubstanz zwischen der schweren Materie und dem flüchtigen Aether . . .“ Himmel, welches tragische Geheimnis, welche furchtbare Ironie des Schicksals fügt es, daß in derselben Stunde, in der man ihm seine Tochter hinhordet, dem Professor Stangerson diese Haufen von Papieren zurückerstattet werden, die man nun als unnützen Ballast ins Feuer werfen wird? . . .

\* \* \*

Am Morgen, der dieser gräßlichen Nacht folgte, sehen wir Herrn de Marquet, seinen Schreiber und die Gendarmen wieder in die Erscheinung treten. Wir alle werden vernommen, natürlich Fräulein Stangerson ausgenommen, die in einem Zustande war, der an Bewußtlosigkeit grenzte, Rouletabille und ich sagten wie auf Verabredung nur aus, was wir sagen wollten. Ich hütete mich, etwas von meinem Posten in der Dunkellammer und der ganzen Betäubungsgeschichte zu berichten. Kurz, wir verschwiegen alles, was den Verdacht erregt hätte, daß wir auf etwas gefaßt waren, ebenso alles, wonach Fräulein Stangerson „den Mörder erwartete.“ Das unglückliche Mädchen hatte vielleicht das Geheimnis, womit es seinen Mörder umgab, mit ihrem Leben zu bezahlen . . . Es kann uns nicht zu ein solches Opfer unnütz machen . . . Arthur Rance erzählte jedem auf die natürlichste Weise — zum Erstaunen natürlich! — er habe den Wächter zuletzt gegen elf Uhr abends gesehen. Er sei auf sein Zimmer gekommen, sagte er, um sein Handgepäck abzuholen, das er am anderen Morgen zu frühester Stunde nach dem Bahnhof von Saint Michel bringen sollte; dabei hätte er sich ein wenig verspätet, da sie auf Jagd und Wilddieberei zu sprechen kamen. Arthur William Rance sollte tatsächlich Le Glandier am Morgen verlassen und sich seiner Gewohnheit gemäß nach Saint Michel begeben; er hatte den frühen Aufbruch des Wächters nach demselben Flecken wahrgenommen, um sich sein Gepäck dorthin schaffen zu lassen. Dieses trug der „Grüne“, als ich ihn aus Arthur Rances Zimmer heraustreten sah. Wenigstens wurde ich dazu gebracht, es zu glauben; denn Herr Stangerson bestätigte Mister Rances Aussagen. Er fügte hinzu, er habe am Abend vorher nicht das Vergnügen gehabt, seinen amerikanischen Freund bei sich zu Tische zu sehen, weil dieser sich gegen fünf Uhr endgültig von seiner Tochter und von ihm verabschiedet hatte. Arthur Rance hatte sich nur einen Tee in seinem Zimmer servieren lassen und sich unpäßlich gemeldet.

Bernier, der Portier, sagte aus, er sei von dem Wächter ersucht worden, in jener Nacht den Wilddieben aufzulauern — der Wächter konnte dem freilich nicht mehr widersprechen —, und sie hätten sich beide verabredet, einander nicht weit vom Eichwalde zu treffen. Als der Wächter nicht kam, sei er, Bernier, ihm entgegen gegangen. . . . Beim Warturm angelangt, habe er einen Kerl bemerkt, der aus Leibeskräften nach der entgegengesetzten Seite, in der Richtung des rechten Schloßflügels, floh, Revolverschüsse erdröhnten hinter dem Flüchtling.

Rouletabille sei an einem der Galeriefenster erschienen und habe ihm zugerufen zu schießen. Da habe Bernier sein Gewehr, das er gerade schußbereit hielt, abgefeuert . . . er sei überzeugt, daß der Flüchtling schlecht dabei weggekommen

sei; er glaubte sogar zuerst, ihn getötet zu haben, bis er von Rouletabille erfuhr, daß dieser Tote von einem Messerstich durchbohrt sei. Uebrigens müsse das schon mehr mit Hexerei zugehen; denn wenn der aufgefundene Leichnam nicht der des Flüchtlings war, auf den wir alle schossen, dann müßte doch dieser Flüchtling irgendwo zu finden gewesen sein. In dem kleinen Winkel des Hofes, wo wir alle um den Toten herumstanden, konnte weder ein anderer Toter noch ein Lebendiger sein, ohne daß wir ihn gesehen hätten.

So sprach Vater Bernier. Jedoch der Untersuchungsrichter antwortete ihm, daß in dieser kleinen Hofecke finstere Nacht war; wir konnten das Gesicht des Wächters nicht erkennen und mußten ihn ja deshalb in das Vestibül tragen. . . . Vater Bernier versetzte darauf, wenn man den „anderen“ weder tot noch lebendig gesehen habe, so hätte man doch wenigstens darauf treten müssen, so eng ist der Hofraum. Ueberhaupt waren wir ohne die Leiche fünf Leute in diesem Raum, und es wäre wirklich seltsam, wenn der andere uns entwischt sein sollte . . . Die einzige Tür des Hofes führte nach dem Zimmer des Wächters, und diese war verschlossen. Der Schlüssel fand sich in der Tasche des Grünen . . .

Immerhin, da diese im ersten Augenblick logisch erscheinende Beweisführung Berniers zu der Annahme führte, man habe mit Feuerwaffen einen Mann getötet, der an einem Messerstich gestorben ist, so hielt sich der Untersuchungsrichter nicht lange dabei auf. Es war allen seit heute mittag klar, daß wir nach der Ueberzeugung des Untersuchungsrichters den Flüchtenden verfehlt und einen Toten gefunden hatten, der mit „unserer Affäre“ nichts zu tun hatte. Für ihn sei die Leiche des Wächters eine ganz neue Angelegenheit, ein Fall für sich. Er wollte dies beweisen; wahrscheinlich hänge diese „neue Affäre“ mit dem Verhältnis des Wächters zu der Frau des Gastwirts zusammen. Berichte über Drohungen Vater Mathieus gegen den Grünen bestärkten diese Vermutung, und eine Stunde später wurde Vater Mathieu trotz allen Gejamers des Rheumatikers und der Beteuerungen seiner Frau verhaftet und unter starker Bedeckung nach Corbeil abgeführt. Man hatte in seinem Hause zwar nichts Verdächtiges entdeckt, aber Aeußerungen, die er am Abend vorher Fuhrleuten gegenüber getan hatte, klagten ihn mehr an, als wenn man in seinem Strohsack das Messer gefunden hätte, womit der „Grüne“ erstochen worden war.

Mitten in unserer Bestürzung über so viele schreckliche und unerklärliche Dinge sehen wir Frédéric Larsan, begleitet von einem Bahnbeamten, aufs Schloß zurückkehren. Wir standen gerade im Vestibül und stritten uns mit Arthur Rance über die Schuld oder Unschuld Vater Mathieus. (Das heißt: nur Arthur Rance und ich beteiligten uns an dem Gespräch; denn Rouletabille schien in ferne Träume entrückt und beschäftigte sich gar nicht mit dem, was wir sagten.) Der Untersuchungsrichter und sein Schreiber waren in dem kleinen grünen Salon, in den uns Robert Darzac geführt hatte, als wir zum ersten Mal nach Le Glandier kamen. Vater Jacques war auf Befehl des Richters vorgeführt worden. Robert Darzac war mit dem Professor und den Aerzten oben in Fräulein Stangersons Zimmer. Frédéric

Larsan betrat mit dem Bahnbeamten den Hausflur. Rouletabelle und ich erkannten diesen jungen Mann sofort wieder an seinem blonden Bärtchen: „Sehen Sie mal an, der Bahnbeamte von Epinay-sur-Orge!“ rief ich und sah Larsan an. „Ja, ja,“ versetzte er lächelnd, „Sie haben recht, es ist der Beamte von Epinay-sur-Orge.“ Fred ließ sich dem Untersuchungsrichter von dem Gendarmen, der an der Salontür stand, melden. Sogleich kam Vater Jacques heraus, und Frédéric Larsan und der Beamte wurden hineingelassen. Zehn Minuten vergingen. Rouletabelle war sehr ungeduldig. Die Tür des Salons öffnete sich wieder. Der Gendarm, den der Untersuchungsrichter hereinrief, geht in den Salon, kommt zurück, steigt die Treppe hinauf und kommt wieder herunter. Er ruft dem Untersuchungsrichter die Worte hinein:

„Herr Richter, Herr Robert Darzac will nicht herunterkommen!“

„Wie? . . . er will nicht?“ . . . ruft Herr de Marquet.

„Nein! . . . Er sagt, er könne Fräulein Stangerson in dem Zustande, in dem sie sich befindet, nicht verlassen.“

„Es ist gut,“ sagte Herr de Marquet; „da er nicht zu uns kommt, werden wir zu ihm gehen . . .“

Herr de Marquet und der Gendarm gehen hinauf; der Untersuchungsrichter gibt Larsan und dem Beamten ein Zeichen, ihm zu folgen. Rouletabelle und ich, wir schließen uns dem Zuge an.

So geht es in die Galerie, bis vor die Tür von Fräulein Stangersons Vorzimmer. Herr de Marquet klopft an. Die Kammerjungfer erscheint. Es ist Sylvia, eine kleine Zofe, deren hellblondes Haar in unordentlichen Strähnen über ihr verstörtes Gesicht fällt.

„Ist Herr Stangerson da?“ fragt der Untersuchungsrichter. „Ja, mein Herr.“

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche!“ Sylvia holt Herrn Stangerson.

Der Gelehrte kommt auf uns zu; er weint. Es ist schmerzanzusehen.

„Was wollen Sie schon wieder?“ fragt er den Richter . . . „Kann man mich nicht in einer solchen Zeit ein wenig in Ruhe lassen!“ . . .

„Herr Professor“ sagte der Richter, „ich muß unbedingt eine augenblicklich Unterhaltung mit Herrn Robert Darzac haben. Könnten Sie ihn nicht bestimmen, das Zimmer Fräulein Stangersons zu verlassen? Anderenfalls würde ich mich genötigt sehen, diese Schwelle mit meinem ganzen Gefolge zu überschreiten.“

Der Professor antwortet nicht, er sieht den Richter, den Gendarm und alle Begleiter an, wie ein Opfer seinen Henker ansieht, und wendet sich in das Zimmer zurück.

Sogleich tritt Robert Darzac heraus. Er sieht bleich und verstört aus; aber als der Unglückliche hinter Frédéric Larsan den Eisenbahnbeamten bemerkt, verliert sein Gesicht völlig die Farbe; seine Augen irren wild umher, und ein lautes Stöhnen entringt sich seiner Brust.

Wir waren alle schmerzlich ergriffen und konnten einen Ausruf des Mitleids nicht unterdrücken. Wir empfanden, daß etwas Entscheidendes den Untergang Robert Darzacs herbeiführte. Nur Frédéric Larsans Gesicht strahlte; seine Freude glich eines Jagdhundes, der sich endlich seiner Beute bemächtigt hat.

Herr de Marquet sagt zu Robert Darzac mit einem Blick auf den blonden, jungen Bahnbeamten:

„Sie erkennen den Herrn?“

„Ich erkenne ihn,“ sagt Robert Darzac mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu verleihen sucht. „Er ist ein Beamter der Station Epinay-sur-Orge.“

„Dieser junge Mann“, fährt Herr de Marquet fort, „behauptet, Sie gesehen zu haben, als Sie in Epinay ausstiegen.“

„Heute nacht, um halb elf, jawohl . . . es ist so! . . .“

Tiefes Stillschweigen folgt.

„Herr Darzac,“ beginnt der Untersuchungsrichter endlich wieder im Tone tiefster Bewegung . . . „Herr Darzac, was hatten Sie heute nacht in Epinay-sur-Orge, einige Kilometer von dem Orte der Mordtat, zu tun?“

Darzac schweigt. Er läßt den Kopf nicht sinken; aber er schließt die Augen, sei es, um einen großen Schmerz zu verbergen, oder aus Furcht, man könne aus seinem Blick ein Geheimnis herauslesen.

„Herr Darzac,“ dringt Herr de Marquet von neuem in ihn . . . „können Sie mir nichts über die Anwendung Ihrer Zeit in der Nacht sagen?“

Darzac schlägt die Augen wieder auf. Er hat anscheinend alle Macht über sich wiedergewonnen.

„Nein, Herr Untersuchungsrichter!“ . . .

„Ueberlegen Sie, Herr Darzac; denn ich sehe mich gezwungen, wenn Sie auf Ihrer seltsamen Weigerung beharren, über Sie zu verfügen.“

„Ich verweigere alles. . . .“

„Herr Darzac, dann verhafte ich Sie im Namen des Gesetzes!“

Der Richter hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ich Rouletabelle eine heftige Bewegung zu Robert Darzac hin machen sah. Er wollte gewiß sprechen. . . Eine Gebärde Darzacs schloß ihm den Mund. Uebrigens näherte der Gendarm sich schon seinem Gefangenen. . . In diesem Augenblick ertönte ein verzweifelter Schrei: „Robert! . . . Robert! . . .“

Wir erkannten die Stimme Fräulein Stangersons; und es war nicht einer unter uns, der bei diesem Schmerzenslaut nicht erschauerte. Selbst Larsan wechselte diesmal die Farbe. Robert Darzac ist auf den Ruf in das Schlafzimmer gestürzt. . . Der Richter, der Gendarm, Larsan begeben sich zu ihm hinein; Rouletabelle und ich bleiben an der Schwelle stehen. Ein herzerreißendes Schauspiel: Fräulein Stangerson, mit totenbleichem Gesicht, hat sich von ihrem Lager aufgerichtet trotz der Anwesenheit der beiden Aerzte und ihres Vaters. . . Sie streckt bebend die Arme nach Robert Darzac aus, auf den Larsan und der Gendarm ihre Hand gelegt haben . . . ihre Augen sind weit geöffnet . . . sie sieht, sie begreift . . . ihr Mund scheint ein Wort zu murmeln . . . ein Wort, das auf ihren blutlosen Lippen erstirbt . . . ein Wort, das niemand hört . . . dann sinkt sie ohnmächtig zusammen. . . .

Man führt Darzac rasch aus dem Zimmer. . .

Wir blieben im Flur und erwarteten den Wagen, den Larsan holen gegangen war. Alle waren in der heftigsten Aufregung. Herr de Marquet hatte eine Träne im Auge. Rouletabelle benutzte den Augenblick der allgemeinen Rührung, um Darzac zu sagen: „Sie verteidigen sich nicht?“

„Nein,“ erwiderte der Gefangene.

„So werde ich Sie verteidigen, Herr Darzac! . . .“

„Sie können es nicht,“ behauptet der Unglückliche mit traurigem Lächeln. . . „Sie werden nicht tun, was Fräulein Stangerson und ich selbst hätten tun können, wenn wir es wollten.“

„Und doch, ich werde es tun.“

Rouletabilles Stimme klang seltsam ruhig und vertrauensvoll. Er fuhr fort:

„Ich werde es tun, Herr Darzac; denn ich weiß mehr davon als Sie!“

„Warum nicht gar!“ murmelte Darzac ärgerlich.

„Beruhigen Sie sich, ich werde alles erfahren, was dazu gehört, um Sie zu retten!“

„Versuchen Sie nichts zu erfahren, junger Mann, wenn Sie ein Recht auf meine Dankbarkeit haben wollen!“

Rouletabelle schüttelt den Kopf. Er geht ganz, ganz dicht zu Darzac heran:

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3.500 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlager in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,  
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.

Schutzmarken;

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

„Hören Sie, was ich ihnen sagen werde,“ sagte er leise; „und möge dies Ihnen Vertrauen geben. Sie wissen nur den Namen des Mörders; Fräulein Stangerson kennt den Mörder nur zur Hälfte; ich aber kenne den Mörder ganz und gar! . . .“

Robert Darzac macht große Augen . . .; man sieht, daß er nicht ein Wort von dem versteht, was Rouletabille ihm gesagt hat. Der Wagen war inzwischen angekommen, Frédéric Larsan lenkte ihn. Darzac und der Gendarm stiegen ein. Larsan blieb auf dem Kutschersitz. Man brachte den Gefangenen nach Corbeil.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rouletabille geht auf Reisen.

Noch am gleichen Abend verließen Rouletabille und ich Le Glandier. Wir waren froh, diesen Ort nicht mehr zu sehen, der nichts besaß, was uns fesseln konnte. Ich erklärte, daß ich gern darauf verzichte, in so viele Geheimnisse einzudringen; und Rouletabille vertraute mir mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter, das es auf Le Glandier für ihn nichts mehr zu lernen gebe, da Le Glandier ihn schon alles gelehrt habe.

Gegen acht Uhr kamen wir in Paris an. Wir aßen schnell, und da wir ermüdet waren, trennten wir uns und verabredeten uns für den anderen Tag in meiner Wohnung.

Pünktlich um die verabredete Stunde trat Rouletabille in mein Zimmer. Er trug einen karierten Anzug aus englischem Tuch, den Ulster über dem Arm, Reisemütze und Reisetasche. Er teilte mir mit, daß er verreisen werde.

„Wie lange gedenken Sie fortzubleiben?“ fragte ich ihn.

„Einen Monat oder auch zwei,“ sagte er, „er kommt

darauf an.“

Ich wagte nicht ihn weiter auszufragen. . . .

„Wissen Sie,“ sagte er, „wie das Wort heißt, das Fräulein Stangerson gestern gesagt hat, ehe sie ohnmächtig wurde? . . .“

„Nein . . . niemand hat es gehört. . .“

„Doch! . . . Ich habe es gehört,“ rief Rouletabille. „Sie sagte zu Darzac: „Sag' alles!“

„Und wird er alles sagen?“

„Nie?“

Ich hätte gern die Unterhaltung fortgesetzt; aber er drückte mir kräftig die Hand und wünschte mir gute Gesundheit. Ich hatte nur noch Zeit, ihn zu fragen:

„Sie fürchten nicht, daß während Ihrer Abwesenheit neue Mordversuche vorkommen werden?“

„Ich fürchte nichts derartiges, seit Darzac im Gefängnis ist,“ sagte er.

Ich sollte ihn erst bei der Verhandlung des Prozesses Darzac wiedersehen, als er vor den Schranken des Gerichts erschien, um „das Rätsel zu lösen“.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Joseph Rouletabille wird mit Ungeduld zurückerwartet.

Am nächsten 15. Januar, das heißt zwei und einen halben Monat nach den erzählten tragischen Ereignissen, veröffentlichte die „Epoque“ an erster Stelle folgenden sensationellen Artikel:

„Die Jury des Departements Seine-et-Oise wird heute zusammenzutreten, um das Urteil in einem der geheimnisvollsten Fälle zu sprechen, die in den juristischen Annalen zu finden sind. Kein Prozeß der Welt wird jemals so viele

dunkle, unverständliche, rätselhafte Seiten aufzuweisen haben. Dennoch hat die Anklagebehörde nicht gezögert, einen Mann auf die Anklagebank zu bringen, der von allen, die ihn kennen, geachtet, geschätzt und geliebt wird, einen jungen Gelehrten, die Hoffnung der Wissenschaft Frankreichs, dessen ganzes bisheriges Leben Arbeit und Rechtsschaffenheit war. Als Paris von der Verhaftung des Herrn Robert Darzac erfuhr, ging es wie ein einmütiger Aufschrei der Empörung durch alle Schichten der Gesellschaft. Die ganze Sorbonne fühlte sich durch die unerhörte Handlungsweise des Untersuchungsrichters entehrt und bekundete öffentlich ihren Glauben an seine Unschuld.

Wir sind fest entschlossen, zwölf brave Männer vom abscheulichsten Justizmorde zurückzuhalten. Es ist wahr, daß verhängnisvolle Zufälle, verdächtige Spuren, ein unerklärliches Schweigen des Angeklagten über die Anwendung seiner Zeit, sowie das Fehlen jeglichen Alibis die Richter dahin führten, nachdem sie überall vergebens nach der Wahrheit gesucht, sie hier finden zu wollen. Die Verdachtsgründe sind anscheinend so belastend für Herrn Robert Darzac, daß selbst ein so kluger Geheimpolizist wie Herr Frédéric Larsan zu entschuldigen ist, wenn er sich von ihnen blenden ließ. Bisher ist alles zusammengekommen, um Robert Darzac bei der Untersuchungsbehörde anzuklagen; wir aber wollen ihn heute vor der Jury verteidigen, und wir werden vor den Schranken des Gerichts das ganze dunkle Geheimnis von Le Glandier aufklären. Denn wir sind im Besitz der Wahrheit.

Wenn wir nicht eher gesprochen haben, so geschah es im Interesse der Sache selbst, die wir verteidigen wollen. Unseren Lesern sind wohl noch jene sensationellen, anonymen Untersuchungen erinnerlich, die wir über den „Linken Fuß aus der Rue Oberkampf“, über den berüchtigten Diebstahl im „Credit Universel“ und über die „Goldbarrenaffäre“ veröffentlicht hatten. Diese Untersuchungen wurden von unserem jüngsten Redakteur Josef Rouletabille geleitet. Josef Rouletabille wird morgen berühmt sein. Nach den Ereignissen im Schlosse Le Glandier begab sich unser junger Reporter an Ort und Stelle, erzwang sich überall Einlaß und ließ sich im Schlosse häuslich nieder, wo kein anderer Vertreter der Presse Zutritt erlangen konnte. Im Verein mit Frédéric Larsan suchte er die Wahrheit zu ermitteln: er sah mit Schrecken, wohin sich das Genie des berühmten Polizisten verirrt; vergebens bemühte er sich, ihn von der falschen Spur, auf die er geraten war, abzubringen: der große Fred wollte nichts davon wissen, Lektionen von diesen kleinen Journalisten zu empfangen. Wir wissen, wohin dies Herrn Robert Darzac geführt hat.

Ja, Frankreich soll es wissen, die ganze Welt soll es wissen, daß der junge Joseph Rouletabille am Abend der Verhaftung Robert Darzacs in das Bureau unseres Direktors stürzte und zu ihm sagte:

„Ich verreise!“

„Wie lange ich fortbleiben werde, kann ich Ihnen nicht sagen; vielleicht einen Monat . . . zwei, drei Monate . . . vielleicht komme ich überhaupt nie wieder . . . Hier ist ein Brief! Sollte ich am Tage der gerichtlichen Verhandlung gegen Herrn Darzac nicht zurück sein, so werden Sie diesen Brief vor dem versammelten Gerichtshof nach dem Zeugenverhör öffnen. Verständigen Sie sich darüber mit dem Verteidiger des Herrn Robert Darzac! Darzac ist unschuldig. Dieser Brief enthält den Namen des Mörders; ich sage nicht: die Beweise; denn die Beweise gehe ich erst suchen — aber die unwiderrufliche Darlegung seiner Schuld.“ Damit reiste unser Redakteur ab. Wir blieben lange ohne Nachrichten, bis vor acht Tagen ein Ungekannter zu unserem Direkter kam und zu ihm sagte: „Handeln Sie den Anweisungen Joseph Rouletabilles gemäß, wenn es nötig sein wird.“ Der Ueberbringer dieser Botschaft wollte uns

seinen Namen nicht nennen. Heute, am 17. Januar, findet der Gerichtstag statt. Joseph Rouletabille ist von der Reise nicht zurück; vielleicht sehen wir ihn niemals wieder. Auch die Presse hat ihre Heroen, ihre Opfer der Pflicht! Am heutigen Nachmittag wird unser Direktor dem Gerichtshof von Versailles diesen Brief vorlegen, den Brief mit dem Namen des Mörders.“

Am Kopfe des Artikels brachte die Zeitung das Blid Rouletabilles.

Die Pariser, die sich an jenem Tage zu der Prozeßverhandlung über das sogenannte „Geheimnis des Gelben Zimmers“ nach Versailles begaben, haben sicherlich den unglaublichen Menschenandrang auf dem Bahnhof Saint-Lazare nicht vergessen. Wegen Platzmangels mußten Wagen an die Züge gehängt werden. Der Artikel der „Epoque“ hatte die ganze Stadt in Aufregung versetzt; die Neugierde war aufs höchste gespannt, und die Leidenschaft der Diskussionen artete in erbitterte Kämpfe aus. Es kam zu Prügeleien zwischen den Anhängern Joseph Rouletabilles und den fanatischen Verteidigern Frédéric Larsans. Jeder hatte seine eigene Erklärung des Geheimnisses, die er für die richtige hielt. Die Nummer der „Epoque“ in der Hand, gelangten die Parteien „Larsan“ und „Rouletabille“ streitend bis zu den Stufen des Justizpalastes in Versailles, bis in den Gerichtssaal. Ein besonderer Dienst war aufgeboten. Eine zahllose Menge, für die das Gebäude keinen Raum hatte, blieb draußen vor den Türen; die Polizeitruppe hatte Mühe, sie in Ruhe zu halten: bei der unersättlichen Begierde, etwas zu hören, wurden die phantastischsten Gerüchte mit lautem Beifall begrüßt. Einen Augenblick war das Gerücht im Umlauf, man habe mitten im Verhör den Professor Stangerson verhaftet, der sich als Mörder seiner Tochter bekannt hätte . . . Hirngepsinste! Die allgemeine Aufregung hat ihren Höhepunkt erreicht. Man erwartet noch immer Rouletabille. Einige behaupten, ihn schon früher gesehen zu haben und ihn sofort wiederzuerkennen; wenn ein junger Mann mit einem „Coupe-file“ den Platz überschreitet, der zwischen der Menge und dem Justizgebäude liegt, entsteht gleich ein lebensgefährliches Gedränge. Alles schreit: „Rouletabille! Da ist Rouletabille!“ Zeugen, die eine mehr oder weniger entfernte Aehnlichkeit mit dem Bilde in der „Epoque“ haben, werden ebenfalls mit stürmischen Beifall begrüßt. Die Ankunft des Direktors der „Epoque“ wird zum Signal von Kundgebungen. Die einen applaudieren, die anderen zischen. Das weibliche Geschlecht ist in großer Zahl unter der Menge vertreten.

Im Gerichtssaal entrollt sich der Prozeß unter dem Vorsitz des Herrn de Rocoux, eines von allen Vorurteilen seines Standes durchdrungenen, sonst aber grundehrlichen Beamten. Die Zeugen werden zur Vernehmung vorgerufen. Ich war natürlich darunter, ebenso wie alle diejenigen, die mehr oder weniger in die Geheimnisse von Le Glandier verwickelt waren: Wir sehen Herrn Stangerson, um zehn Jahre gealtert, fast unkenntlich; Larsan, Mister Arthur W. Rance mit seinem ewig glänzenden Gesicht; Vater Jacques, Vater Mathieu, der, mit Handschnellen gefesselt, von zwei Gendarmen hereingeführt wird; Frau Mathieu, ganz in Tränen, Berniers, Mann und Frau; die beiden Krankenpflegerinnen; der Kammerdiener, wie alle Bediensteten des Schlosses; der Postbeamte vom Postamt 40, der Eisenbahnbeamte von Epinay, einige Freunde des Hauses Stangerson und alle Entlastungszeugen Robert Darzac. Ich war in der glücklichen Lage, als einer der ersten Zeugen vernommen zu werden, was mir Gelegenheit gab, fast dem ganzen Prozeß beiwohnen zu können. Ich habe wohl kaum nötig zu sagen, daß der Saal erdrückend voll war. Sogar die Stufen zum Hofe waren von Advokaten besetzt; und hinter den Beamten in der Robe waren alle Gerichtshöfe der Um-

gend vertreten. Robert Darzac, von Gendarmen begleitet, erschien auf der Anklagebank so ruhig, daß ein Laut der Bewunderung mehr als des Mitleids durch den Saal ging. Er beugte sich zu seinem Verteidiger Herrn Henri Robert herab, der unter dem Beistand seines ersten Sekretärs schon begonnen hatte, die Akten zu durchblättern.

Viele unter den Anwesenden erwarteten, daß Herr Stangerson dem Angeklagten die Hand reichen würde; aber der Aufruf der Zeugen fand statt, und diese verließen alle den Saal, ohne daß diese sensationelle Kundgebung sich vollzog. Die Geschworenen nahmen Platz. Man sah sie großes Interesse für eine kurze Unterhaltung zeigen, die Henri Robert soeben mit dem Direktor der „Epoque“ geführt hatte. Dieser hatte sich dann in die erste Reihe unter das Publikum gesetzt. Man wunderte sich, daß er nicht in den für die Zeugen reservierten Saal ging.

Die Verlesung der Anklageakte vollzog sich wie immer ohne Zwischenfall. Ich gebe hier nicht das lange Verhör wieder, dem Darzac sich unterziehen mußte. Seine Antworten klangen teils ganz offen und natürlich, teils seltsam geheimnisvoll. „Alles, was er sagte, hatte den Anschein der Wahrheit; alles, was er verschwieg, war verhängnisvoll für ihn, sogar in den Augen derer, die seine Unschuld herausföhlten.“ Sein Schweigen über gewisse Punkte, die wir kennen, klagte ihn an und mußte ihn ins Verderben stürzen. Was halfen die Vorstellungen des Präsidenten des Gerichtshofes, der ihm sagte, daß für ihn Schweigen den Tod bedeute!

„Gut!“ antwortete er darauf, „so werde ich sterben; aber ich bin unschuldig.“

Mit jener wunderbaren Geschicklichkeit, durch die er zur Berühmtheit gelangt ist, versuchte Henri Robert den Charakter seines Klienten im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen und sogar sein Schweigen zu seinen Gunsten auszulegen, indem er auf gewisse moralische Verpflichtungen anspielte, die sich nur heldenmütige Geister aufzuerlegen imstande sind. Dem ausgezeichneten Verteidiger gelang es wohl, diejenigen zu überzeugen, die Darzac kannten; jedoch die anderen blieben zurückhaltend. Nach einer Pause begann die Vernehmung der Zeugen. Rouletabille erschien noch immer nicht. Jedesmal, wenn eine Tür aufging, richteten sich aller Augen dorthin und wandten sich dann dem Direktor der „Epoque“ wieder zu, der ruhig auf seinem Platze verharrte.

Endlich sah man ihn einen Brief aus der Tasche hervorholen.

Ich beabsichtige nicht, hier alle Einzelheiten des Prozesses wiederzugeben, und beeile mich, zu dem wirklich dramatischen Moment dieses unvergeßlichen Tages zu kommen. Er trat ein, als Herr Henri Robert gerade Vater Mathieu verhörte, der sich auf der Zeugenbank, von zwei Gendarmen begleitet, gegen die Anklage, den „Grünen“ ermordet zu haben, verteidigte. Seine Frau wurde hervorgerufen und ihm gegenübergestellt. Sie gestand schluchzend, daß sie die „Freundin“ des Wächters gewesen sei; und daß ihr Mann es vermutet hatte; doch versicherte sie, er habe nichts mit der Ermordung „ihres Freundes“ zu schaffen. Henri Robert bat darauf den Gerichtshof, sogleich die Ansicht Frédéric Larsans über diesen Punkt einzuholen.

„In einer kurzen Unterredung mit Larsan in der Pause erklärte der Verteidiger, „gab mir dieser Herr zu verstehen, daß es noch eine andere Art und Weise gebe, den Tod des Wächters zu erklären. Es wäre interessant, die Vermutung Frédéric Larsans zu kennen.“

Frédéric Larsan wurde herbeigeführt. Er sprach kurz und bündig:

„Ich sehe keine Notwendigkeit,“ sagte er, „Vater Mathieu für alles verantwortlich zu machen. Das sagte ich auch Herrn de Marquet; aber seine Drohungen haben diesem Manne offenbar beim Untersuchungsrichter geschadet. Für mich ist

das Attentat auf Fräulein Stangerson und die Ermordung des Wächters die gleiche Affäre. Als der Mörder des Fräulein Stangerson über den Schloßhof floh, wurde auf ihn geschossen. Man glaubte ihn erreicht und getötet zu haben. In Wahrheit aber stolperte er nur beim Verschwinden hinter dem alten Schloßflügel. Dort traf er den Wächter, der sich seiner Flucht entgegenstellte. Der Mörder, der noch das Messer in der Hand hielt, mit dem er soeben Fräulein Stangerson getroffen, stieß es dem Wächter in die Brust.“

So einfach diese Erklärung war, sie erschien um so glaublicher, als schon viele, die sich für die Geheimnisse von Le Glandier interessierten, so gedacht hatten. Ein Gemurmel der Zustimmung ließ sich hören.

„Aber der Mörder? Was ist bei alledem aus dem Mörder geworden?“ fragte der Präsident.

„Er hat sich wahrscheinlich in einem dunklen Winkel des kleinen Hofraumes versteckt, Herr Präsident, und als die Leute des Schlosses den Hof verließen, um den Toten hinein zu tragen, hat er ruhig entfliehen können.“

In diesem Augenblick läßt sich zum allgemeinen Erstaunen aus der Mitte des stehenden Publikums eine jugendliche Stimme hören:

Ich bin der Ansicht Frédéric Larsans in bezug auf den Messerstich. Aber ich bin nicht seiner Ansicht über die Art und Weise, wie der Mörder aus dem Hofwinkel entflohen ist!“

Alles dreht sich um; die Gerichtsdienner halten mit Mühe die Ordnung aufrecht. Der Präsident fragt in ärgerlichem Tone, wer dazwischen gerufen habe, und verlangt die sofortige Entfernung des Eindringlings. Da ertönt dieselbe Stimme noch einmal:

„Ich bin es, Herr Präsident, ich, Joseph Rouletabille!“

#### Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Joseph Rouletabille steht in seiner ganzen Glorie da.

Ein furchtbares Gewühl entsteht. Frauen fallen in Ohnmacht. Kein Respekt mehr vor der Majestät der Justiz! Ein wahnsinniges Drängen und Stoßen. Jeder will Joseph Rouletabille sehen. Der Präsident droht, den Saal räumen zu lassen; aber niemand hört auf ihn. Währenddem ist Rouletabille über das Geländer, das ihn von dem Publikum trennte, gesprungen, hat sich mit den Ellenbogen Bahn gebrochen und ist bei dem Direktor angelangt, der ihn mit offenen Armen begrüßt. Er nimmt seinen eigenen Brief von ihm in Empfang, steckt ihn in die Tasche, dringt in den vorderen reservierten Teil des Gerichtssaales bis zu den Schranken der Zeugen vor, immer durch dick und dünn, mit fröhlichem Gesicht und glücklichem Lächeln, eine feuerrote Kugel, die der Geist von zwei großen, runden Augen noch heller erleuchtet. Er trägt denselben englischen Anzug, in dem ich ihn am Morgen seiner Abreise sah, — aber, ach du lieber Gott! in welchem Zustande! — den Uster über dem Arm und die Reisetasche in der Hand.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Präsident, sagte er, „der Transatlantic ist mit Verspätung angekommen! Ich komme von Amerika! Ich bin Joseph Rouletabille!“

Schallendes Gelächter! Alles ist entzückt von der Ankunft dieses Bürschens. Eine ungeheure Last scheint allen vom Gewissen genommen. Man atmet wieder auf. Man hat das Gefühl, er brächte wirklich die Wahrheit . . . und wollte sie bekannt geben. Nur der Präsident ist wütend.

„So, so! . . . Sie sind also Joseph Rouletabille,“ redet er ihn an, . . . „schon recht, . . . ich werde Ihnen beibringen, junger Mann, wie man sich über die Justiz lustig macht . . . Während der Gerichtshof sich über Ihren Fall sich zur Beratung zurückzieht, halten Sie sich zur Verfügung der Gerichtsbarkeit . . . kraft meiner Vollmacht.“

„Aber, Herr Präsident, ich wünsche ja gar nichts anderes,

# Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. —

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 400 Mark ab Santos, Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam, Antwerpen ab Santos Rs. 130\$000. (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer). — Von Europa Mark 180 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 144\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrten usw. erteilen die Agenten:

**Zerrenner, Bülow & Co.**, S. Paulo und Santos  
**Herm. Stoltz & Co.**, Rio de Janeiro.  
**Carl Hoepoke & Co.**, São Francisco do Sul.  
**Aseburg & Co.**, Itajahy.

**Behrmann & Co.**, Bahia.  
**Neeson & Co.**, Pernambuco.  
**Herm. Stoltz & Co.**, Maceió.

als zur Verfügung der Gerichtsbarkeit zu stehen . . . ich bin ja eigens zu dem Zwecke hergekommen . . . . . Wenn mein Eintritt einigen Lärm gemacht hat, bitte ich den hohen Gerichtshof um Verzeihung . . . Sie können mir glauben, Herr Präsident, daß niemand auf der Welt solche Achtung vor der Justiz hat wie ich . . . Aber ich konnte mir nicht helfen,“ lachte er.

Alles lachte mit.

„Führen Sie ihn hinaus!“ befiehlt der Präsident.

Aber Herr Henri Robert tritt dazwischen. Zunächst entschuldigt er den jungen Mann; er stellt ihn als beseelt von den besten Gefühlen hin und gibt ferner dem Präsidenten zu verstehen, daß man schwerlich der Aussage eines Zeugen entbehren könne, der während der ganzen mysteriösen Woche auf dem Schlosse Le Glandier gewohnt hat, und vor allem eines Zeugen, der die Unschuld des Angeklagten behauptet und den Namen des Mörders nennen will.

„Sie wollen uns den Namen des Mörders sagen?“ fragte der Präsident nachdenkend, aber skeptisch.

„Aber, mein wertester Präsident, dazu bin ich ja hier!“ sagte Rouletabille.

Man wollte schon im Saal applaudieren; aber das „St, st!“ der Diener stellte die Ruhe wieder her

„Joseph Rouletabille“, sagte Henri Robert, „ist nicht ordnungsgemäß als Zeuge geladen, aber ich hoffe, Herr Präsident, Sie werden die Güte haben, ihn kraft Ihrer Vollmacht zu vernehmen.“

„Nun gut!“ sagt der Präsident, „wir werden ihn vernehmen . . . Aber lassen wir es jetzt . . .“

Der Staatsanwalt erhebt sich:

„Es wäre vielleicht besser,“ bemerkt dieser Vertreter des Ministeriums, „wenn uns der junge Mann sogleich den Namen dessen nannte, den er als den Mörder angibt.“

Der Präsident fügte sich, ironisch reserviert:

„Wenn der Herr Staatsanwalt der Aussage des Herrn

Joseph Rouletabille hier irgendwelche Bedeutung beilegt, so macht es nichts aus, wenn er uns sogleich den Namen „seines“ Mörders nennt.“

Man hört die Fliege an der Wand.

Rouletabille schweigt und wirft Robert Darzac einen freundlichen Blick zu. Darzacs Züge verraten zum ersten Mal während der ganzen Verhandlung Angst und Aufregung.

„Nun also,“ wiederholt der Präsident, . . . „wir sind bereit, Sie zu hören, Herr Joseph Rouletabille. Wir warten auf den Namen des Mörders.“

Rouletabille läßt sich indes nicht aus der Fassung bringen. Er wühlt bedächtig in seiner Westentasche und zieht eine riesige Uhr in Form einer Zwiebel heraus, sieht nach der Zeit und sagt:

„Herr Präsident, ich kann Ihnen den Namen des Mörders erst um halb sieben sagen! Wir haben noch volle vier Stunden vor uns.“

Ein Gemurmel des Erstaunens und der Enttäuschung geht durch den Saal. Man hört einige Advokaten laut sagen: „Er macht sich über uns lustig!“

Der Präsident triumphiert; Henri Robert und sein Sekretär ärgern sich sichtlich.

Der Präsident sagt:

„Der Spaß hat jetzt lange genug gedauert. Ziehen Sie sich ins Zeugenzimmer zurück, mein Herr. Ich behalte Sie zu meiner Disposition . . .“

„Ich versichere Ihnen, Herr Präsident,“ beteuerte Rouletabille mit seiner tönenden Stimme, „ich versichere Ihnen, daß Sie später begreifen werden, weshalb ich Ihnen den Namen des Mörders erst um halb sieben nennen konnte! Mein Wort als Ehrenmann! Doch kann ich Ihnen einstweilen einige Erklärungen über die Ermordung des Wächters liefern. . . . Herr Frédéric Larsan, der mich in Le Glandier „arbeiten“ sah, könnte Ihnen sagen, wie eingehend ich diese



ganze Affäre studiert habe. Wenn ich auch anderer Ansicht bin als er und behaupte, daß er in Robert Darzac einen Unschuldigen verhaftet hat, so zweifelt er doch weder an meinem guten Willen noch an der Wichtigkeit meiner Entdeckungen, die oft die seinigen bestärkt haben.“

Frédéric Larsan sagte:

„Herr Präsident, es wird interessant sein, Herrn Rouletabille zu hören, um so mehr, als er nicht meiner Ansicht ist.“

Dieses Wort des großen Polizisten wurde mit Beifallsgemurmel aufgenommen. Er sah dem Zweikampf als guter Fechter entgegen. Man versprach sich ein merkwürdiges Gefecht zwischen diesen beiden hervorragenden Geistern, die sich mit gleichem Eifer derselben Aufgabe hingeeben hatten und zu zwei verschiedenen Lösungen gelangt waren.

Als der Präsident schwieg, fuhr Larsan fort:

„Also, wir sind einig, was den Messerstich betrifft, den der Mörder Fräulein Stangersons dem Wächter versetzt hat; aber da unsere Meinungen über die Flucht des Mörders aus dem Hofwinkel auseinandergehen, so wäre es interessant, wenn Herr Rouletabille sich darüber ausspräche.“

„Allerdings,“ sagte mein Freund, „das wäre interessant!“

Große Heiterkeit im Saal. Der Präsident erklärt, wenn das noch einmal vorkäme, würde er seine Drohung endlich ausführen und den Saal räumen lassen.

„Wirklich,“ fügte er hinzu, „ich weiß nicht, was es in einer solchen Affäre zu lachen gibt!“

„Ich auch nicht!“ sagte Rouletabille.

Die Leute, die vor mir saßen, hielten sich die Taschentücher vor den Mund, um nicht loszuplatzen.

„Nun denn,“ sagte der Präsident, „Sie haben gehört, junger Mann, was Frédéric Larsan soeben gesagt hat. Wie ist nach Ihrer Ansicht der Mörder aus dem Hof entflohen?“

Rouletabille sieht sich nach Frau Mathieu um, die ihm traurig zulächelt.

„Da Frau Mathieu so freundlich war,“ sagte er, „ihr Interesse für den Wächter einzugestehen . . .“

„Ha, Elende!“ ruft Vater Mathieu.

„Bringen Sie den Zeugen Mathieu hinaus!“ befiehlt der Präsident.

Man führt Vater Mathieu hinaus.

Rouletabille fährt fort:

„ . . . Da sie dieses Geständnis gemacht hat, darf ich Ihnen wohl sagen, daß sie oft nächtliche Zusammenkünfte mit dem Wächter gehabt hat; sie fanden im ersten Stock des Wartturms statt, in dem Zimmer, das früher einmal ein Betsaal war. Besonders in letzter Zeit, als Vater Mathieu wegen seiner Gicht ans Bett gefesselt war, traf sich das Paar häufiger.“

Die Morphiumeinspritzung zur rechten Zeit brachte Vater Mathieu Linderung und Ruhe und beruhigte auch seine Frau, so daß sie ihn einige Stunden allein lassen konnte. Frau Mathieu ging bei sinkender Nacht aufs Schloß. In einen großen schwarzen Shawl gehüllt, der sie unkenntlich machen sollte, war sie das dunkle Gespenst, das zuweilen Vater Jacques die Nachtruhe raubte. Um ihrem Freund von ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse Nachricht zu geben, hatte Frau Mathieu schlaue ein Signal erfunden: sie lauschte der Katze der „knienden Mutter“, einer alten Hexe im Sainte-Geneviève-Walde, ihr unheimliches Miauen ab; sobald der Wächter das Geschrei hörte, stieg er von seinem Turm herab und öffnete seiner Geliebten das Kämmerlein. Trotz der Ausbesserung des alten Wartturmes fand das Stelldichein weiter in dem früheren Zimmer des Wächters im Turme selbst statt, denn das neue Zimmer im rechten Flügel des Schlosses war durch die nahe Nachbarschaft der Kammerdiener und der Köchin ungeeignet.

Frau Mathieu hatte den Wächter bei guter Gesundheit verlassen, als das Unglück plötzlich über ihn hereinbrach. Als die beiden sich nichts mehr zu sagen hatten, hatten sie den Turm zusammen verlassen. . . . Ich habe diese Einzelheiten, Herr Präsident, nur aus der Untersuchung der Fußspuren im Schloßhof entnommen . . . Bernier, der Portier, den ich mit seinem Gewehr zur Beobachtung hinter dem Wartturm aufgestellt hatte, konnte nicht sehen, was im Schloßhofe vorging. Er kam erst etwas später, von den Revolverschüssen herbeigerufen, hinzu und sah sich gezwungen, zu schießen. Der Wächter und seine Geliebte sind in der nächtlichen Stille des Schloßhofes angelangt. Sie sagen sich hier Gutenacht. Frau Mathieu wendet sich der offenen Hoffür zu, während er seine Schlafstelle im rechten Schloßflügel aufsuchen will.

Er hat schon seine Tür erreicht, als er Revolverschüsse hinter sich hört; er dreht sich erschrocken um, geht zurück und erreicht die Ecke des rechten Flügels, als sich eine Gestalt auf ihn stürzt und ihn tödlich trifft. Seine Leiche wird von den Leuten des Schlosses aufgehoben, die den Mörder zu haben glauben, während sie nur den Ermordeten ins Haus tragen. Und Frau Mathieu? Was fängt diese arme Frau an? In ihrem Schreck über die Schüsse macht sie sich in der Dunkelheit des Hofes so klein, wie sie nur kann. Da sie dicht an der Ausgangstür hält, hätte sie unbemerkt verschwinden können. Aber sie bleibt und sieht den Toten forttragen.

In begreiflicher Angst krampft sich ihr Herz zusammen, sie geht mit bis in das Vestibül und wirft einen Blick auf die von Vater Jacques' Laterne beleuchtete Treppe, auf die man die Leiche ihres Freundes hingestreckt hat; sie erkennt ihn und eilt davon. Hatte Vater Jacques sie bemerkt? Gewiß ist, daß ihm das schwarze Gespenst erschien, das ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte.

Erst diese Nacht, vor dem Verbrechen, war er von dem Geschrei des Gottestiers aufgeweckt worden, und er hatte vom Fenster aus das schwarze Gespenst bemerkt. . . . Er hatte sich schleunigst angezogen, und so erklärt es sich, daß er fertig angekleidet in den Hausflur kam, als wir die Leiche des Wächters hereinbrachten. Ja, heute nacht wollte er ein für allemal dem Gespenst ins Gesicht sehen. Dieses Gesicht war ihm nicht unbekannt. Vater Jacques ist ein alter Freund der Frau Mathieu. Sie gestand ihm ihre nächtlichen Zusammenkünfte und bat ihn, sie aus dieser schwierigen Lage zu befreien! Der Zustand, in dem sich Frau Mathieu befand, nachdem sie ihren Freund tot vor sich gesehen, flößte Vater Jacques Mitleid ein. Er begleitete Frau Mathieu durch den Eichwald zum Park hinaus und an dem Ufer des Teiches entlang bis an die Landstraße von Epinay. Von dort war sie in wenigen Minuten zu Hause. Vater Jacques kehrte auf das Schloß zurück. Er sah die Bedeutung ein, die der nächtliche Besuch Frau Mathieus für die Untersuchung haben mußte; deshalb versuchte er, uns so weit wie möglich die Szene dieser an solchen Auftritten überreichen Nacht zu verheimlichen. Ich habe nicht nötig,“ fügte Rouletabille hinzu, „die Erzählung dieser Vorgänge von Frau Mathieu und Vater Jacques bestätigen zu lassen. Ich weiß, daß alles so verlaufen ist! Herr Larsan wird ebenfalls das alles so aufgefaßt haben wie ich; ich berufe mich auf ihn, da er mich am anderen Morgen sah, wie ich mich über eine Doppelfußspur beugte; in dieser Doppelfußspur erkannte ich nämlich, neben einander herwandernd, die Tritte des Vater Jacques und dieser Dame.“

Hier wandte sich Rouletabille nach Frau Mathieu um, die ihn hinter den Schranken freundlich ansah.

„Frau Mathieus Fußstapfen,“ fuhr Rouletabille weiter fort, „haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Spuren der „eleganten Füße“ des Mörders. . .“

Frau Mathieu begann zu zittern . . . und ihre Blicke

hafteten ängstlich auf dem jungen Reporter. Was wagte er zu sagen! Was meinte er?

„... Sie hat einen eleganten langen, für eine Dame etwas großen Fuß; der des Mörders ist nach hinten genau so geformt...“

Im Zuschauerraum herrschte große Bewegung, der eine Geberde Rouletabilles aber rasch ein Ende machte.

„Ich beeile mich zu sagen,“ nimmt er wieder das Wort, „daß dies nicht viel zu bedeuten hat. Ein Detektiv, der auf solche äußeren Anzeichen ein System erbaut, ohne eine begleitende Hauptidee, gerät direkt auf den Justizirrtum! Herr Robert Darzac hat auch den Fuß des Mörders, und doch ist auch er nicht der Mörder.“

Neue Bewegung unter den Zuhörern.

Der Präsident fragt Frau Mathieu:

„Haben sich die Dinge in dieser Weise zugetragen, Frau Mathieu?“

„Ja, Herr Präsident,“ antwortete sie. „Man sollte glauben, daß Herr Rouletabille hinter mir gegangen wäre!“

„Sie haben also den Mörder bis an den letzten Teil des rechten Flügels fliehen gesehen, Frau Mathieu?“

„Ja, so deutlich, wie ich eine Minute später die Leiche des Wächters sah!“

„Aber was ist aus dem Mörder geworden? Sie waren allein auf dem Schloßhofe zurückgeblieben, Sie müssen ihn doch bemerkt haben. . . Er wußte nichts von Ihrer Anwesenheit, und der Flucht geeignete Moment war für ihn gekommen. . .“

„Ich habe nichts gesehen, Herr Präsident,“ brachte Frau Mathieu mühsam hervor. . . „Die Nacht war finster. . .“

„So wird uns Herr Rouletabille erklären, wie der Mörder entflohen ist!“

„Jawohl!“ sagt der junge Mann rasch und mit solcher Sicherheit, daß selbst der Präsident lächeln muß.

Rouletabille nimmt wieder das Wort:

„Es war unmöglich, daß der Mörder auf normale Weise aus dem Hofe entfliehen konnte, den er betreten hatte, ohne daß wir es sahen! Wenn wir ihn nicht sehen konnten, so mußten wir ihn doch berühren! Dieses Viereck war verhältnismäßig ebenso fest verschlossen wie das gelbe Zimmer.“

„Dann sagen Sie uns doch, warum haben Sie ihn nicht gefunden? . . . Seit einer halben Stunde frage ich Sie nach nichts anderem! . . .“

Rouletabille zieht noch einmal seine Zwiebel aus der Westentasche, wirft einen ruhigen Blick darauf und sagt:

„Herr Präsident, Sie können mich noch drei Stunden danach fragen, so werde ich Ihnen doch erst um halb sieben antworten.“

Diesmal klang das Gemurmel der Menge weder feindselig noch enttäuscht. Man begann, Vertrauen zu Rouletabille zu haben, und fand es höchst spaßig, wie er dem Präsidenten ein Rendezvous festsetzte, nicht anders, als ob er es mit einem Kameraden zu tun hätte.

Was den Präsidenten betrifft, so zog er es vor wie alle Welt, den Burschen von der komischen Seite zu nehmen, statt sich über ihn zu ärgern. Rouletabille flößte Sympathie ein, und der Präsident war schon davon für ihn erfüllt. Schließlich hatte er doch die Rolle der Frau Mathieu in der Affäre deutlich ans Licht gezogen und alle Vorgänge jener Nacht so gut auseinandergesetzt, daß Herr de Rocoux sich gezwungen sah, ihn beinahe ernst zu nehmen.

„Gut, Herr Rouletabille,“ sagte er, . . . „wie Sie wollen! Also ich sehe Sie nicht vor halb sieben wieder.“

Rouletabille machte dem Präsidenten seine Verbeugung und wandte sich, seinen großen Kopf hin und herwiegend, zur Tür des Zeugensaales.

\* \* \*

Sein Blick suchte mich. Er sah mich nicht. Ich versuchte, mich aus der Menge, die mich umdrängte, langsam zu be-

freien und verließ den Sitzungssaal fast gleichzeitig mit Rouletabille.

Mein lieber Freund kam mir mit großer Herzlichkeit entgegen. Er war glücklich und sehr gesprächig und schüttelte mir ein über das andere Mal jubelnd die Hände. Ich sagte zu ihm:

„Ich frage Sie nicht, mein lieber Freund, was Sie in Amerika getan haben. Sie würden mir ohne Zweifel, gerade wie dem Präsidenten, erwidern, daß Sie mir erst um halb sieben eine Antwort geben können. . .“

„Nein, mein lieber Sainclair, nein, nein! . . . Ich werde Ihnen gleich sagen, was ich in Amerika zu tun hatte; denn Sie, Sie sind mein Freund: ich habe den Namen der zweiten Hälfte des Mörders gesucht!“

„Was sagten Sie? . . . Was? . . . Den Namen der zweiten Hälfte . . .?“

„Ganz richtig. Als wir Le Glandier das letzte Mal verließen, kannte ich die beiden Hälften des Mörders und den Namen nur der einen dieser Hälften. Ich bin nach Amerika gegangen, um ihn dort zu suchen. . .“

Wir betraten den Zeugensaal. Alles umringte Rouletabille mit lebhafter Teilnahme. Der Reporter war sehr liebenswürdig; nur Arthur Rance behandelte er mit merklicher Kälte. Als darauf Frédéric Larsan in den Saal trat, beglückte er ihn mit einem jener Händedrucke, deren schmerzhaftes Geheimnis er allein zu kennen scheint. Man kommt dabei nicht ohne zerbrochene Finger davon. Um ihm so viel Sympathie zu bezeigen, mußte Rouletabille wohl fest davon überzeugt sein, daß er ihn geschlagen hatte. Larsan lächelte selbstbewußt und fragte ebenfalls, was er in Amerika gemacht habe. Rouletabille nahm ihn freundschaftlich beim Arm und erzählte ihm mindestens zehn seiner Reiseaneddoten. Plötzlich aber sonderten sie sich von den übrigen ab und unterhielten sich von ernsteren Dingen. Als Diskretion ließ ich sie allein. Zudem war ich sehr neugierig, wieder in den Sitzungssaal zurückzukehren, wo mit der Vernehmung der Zeugen fortgefahren wurde. Ich nahm meinen Platz wieder ein, konnte aber gleich bemerken, daß das Publikum den jetzigen Verhandlungen verhältnismäßig wenig Bedeutung beilegte und ungeduldig auf die siebente Stunde harrete.

Es schlägt halb sieben, und Rouletabille wird wieder hereingeführt. Die Aufregung der Menge zu beschreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man atmete kaum vor Spannung. Robert Darzac hat sich von seiner Bank erhoben. Er ist bleich wie der Tod.

Der Präsident sagt geschwichtig:

„Ich lasse Sie nicht schwören, Herr Rouletabille! Sie haben keine regelrechte Vorladung als Zeuge erhalten. Aber ich hoffe, es ist nicht nötig, Sie über die Wichtigkeit der hier zu sprechenden Worte aufzuklären.“ Und mit drohender Stimme fügt er hinzu: „Die Wichtigkeit für Sie selbst sowohl wie für die anderen . . .“

Rouletabille ist von diesem Pathos wenig berührt; er sieht den Präsidenten groß an und sagt:

„Jawohl, Herr Präsident!“

„Lassen Sie hören,“ sagt der Präsident. „Wir sprachen vorhin von dem Winkel des Hofes, der dem Mörder als Zuflucht gedient hat; und Sie versprochen, uns um halb sieben zu sagen, wie er von dort entflohen ist. Die Uhr ist sechs Uhr fünfunddreißig Minuten, Herr Rouletabille, und noch wissen wir nichts.“

„Ganz recht, Herr Präsident,“ beginnt mein Freund unter so feierlicher Stille, wie ich sie ähnlich nie erlebt habe, „ich sagte Ihnen, daß dieser Hof geschlossen und es dem Mörder unmöglich war, aus diesem viereckigen unzugänglichen Raum zu entfliehen, ohne bemerkt zu werden. Das ist vollkommen wahr. Als wir im Hofe waren, befand sich der Mörder noch unter uns! . . .“

**„FAMA“**

**-Asbestflusssboden**, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

1. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitaalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

**Kunstmarmor**, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!

**Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.**

**Knorr's**  
**„Hahn“ Macaroni**  
unübertroffen.

**Knorr-Bouillon**  
in Würfeln  
fix und fertig - eine Tasse kräftiger Bouillon.

„Und Sie sahen ihn nicht! . . . Gerade das wird in der Anklage behauptet . . .“

„Alle sahen wir ihn, Herr Präsident!“ rief Rouletabille.

„Und Sie haben ihn nicht verhaftet? . . .“

„Nur ich wußte, daß er der Mörder ist. Auch lag mir daran, daß er damals nicht gleich verhaftet wurde; denn ich hatte damals keinen anderen Beweis als meinen eignen Verstand! Ja, einzig und allein mein Verstand sagte mir, daß der Mörder da war, vor unser aller Augen! Ich habe meine Zeit benutzt, um heute dem versammelten Gerichtshof einen unwiderleglichen Beweis zu erbringen, und ich wette, er wird alle Welt befriedigen.“

„So sprechen Sie doch! . . . sprechen Sie doch, Herr Rouletabille! Nennen Sie uns endlich den Namen des Mörders!“ sagte der Präsident . . .

„Sie finden ihn unter denen, die im Hofe waren,“ versetzt Rouletabille, der es durchaus nicht eilig hat. . .

Im Saal fängt man an ungeduldig zu werden. . .

„Der junge Mann schlägt jetzt einen Ton an, für den er Ohrfeigen verdiente:

„Ich ziehe meine Aussage ein wenig in die Länge, Herr Präsident,“ sagte er . . . „ich habe meine Gründe dafür.“

„Den Namen! . . . den Namen!“ ruft die Menge wieder.

„Still!“ zischte der Gerichtsdienner.

Der Präsident sagt:

„Sie werden uns sofort den Namen sagen, mein Herr! . . . Im Hofe waren der Wächter, der jetzt tot ist. War er der Mörder?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Vater Jacques?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Der Portier Bernier?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Herr Sainclair?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Mister Arthur Rance also! Nur er und Sie bleiben noch, Sie sind doch nicht der Mörder, nicht wahr?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Also klagen Sie Mr. Arthur Rance an?“

„Nein, Herr Präsident! . . . Niemand war unten im Hofe; aber oben stand einer, an sein Fenster gelehnt, über dem Hofe. . .“

„Frederic Larsan!“ ruft der Präsident.

„Frederic Larsan!“ ruft mit helltönender Stimme Rouletabille; und mit einer Kraft, deren ich ihn nicht fähig gehalten hätte, ruft er ins Publikum hinein:

„Frederic Larsan ist der Mörder!“

Im Saal großer Lärm der Bestürzung, der Entrüstung, des Zweifels, untermischt mit Ausrufen des Enthusiasmus für den kleinen Kerl, der die Kühnheit besitzt, eine solche Anschuldigung zu riskieren. Der Präsident macht nicht einmal den Versuch, Ruhe herzustellen, als das Toben sich von selbst gelegt hat, hört man man deutlich die Stimme Robert Darzacs, der auf seine Bank hingsunken ist:

— Ein großer hygienischer Fortschritt muß in der Art erblickt werden, wie Knorr in Heilbronn seine Macaroni fabriziert. Es geschieht nämlich von A bis Z automatisch. Die Trocknung vollzieht sich mit frischer Luft in einem Tag. Daß solche Macaroni besonders gut schmecken, liegt auf der Hand. Die populärste sind Knorr's Hahn-Macaroni.

„Das ist nicht möglich! Er redet im Wahnsinn.“

Der Präsident:

„Sie wagen es, Frederic Larsan anzuklagen! Sehen Sie die Tragweite einer solchen Anschuldigung . . . Herr Robert Darzac sagt selbst, daß sie wahnsinniges Zeug reden! Wenn nicht, so müssen Sie Beweise vorbringen.

„Beweise, Herr Präsident! Sie wünschen Beweise! Oho! Ich will Ihnen sogleich einen Beweis geben . . .“ sagt Rouletabille mit erhobener Stimme. „Man rufe Frederic Larsan her!

Der Präsident:

„Gerichtsdienner, rufen Sie Frederic Larsan!“

Der Bote verschwindet hinter der kleinen Tür, die er offen läßt. Aller Augen haften sich auf diese kleine Tür.

Der Gerichtsdienner kommt zurück. Er tritt in die Mitte des Prätoriums und meldet:

„Herr Präsident, Frederic Larsan ist nicht da. Er ist seit vier Uhr nicht mehr gesehen worden.“

Rouletabille schreit triumphierend:

„Da haben Sie meinen Beweis!“

„Welchen Beweis?“ fragt der Präsident. „Erklären Sie sich näher!“

„Gibt es einen besseren Beweis,“ erwidert Rouletabille, „als die Flucht Larsans? Ich schwöre Ihnen, daß er nicht wiederkommen wird, verstehen Sie! . . . Sie werden Frédéric Larsan nie wiedersehen. . .“

Großer Lärm im Hintergrunde des Saales.

„Wenn Sie sich nicht über den Gerichtshof lustig machen, Herr, warum benutzen Sie nicht die Gelegenheit, als Larsan hier unter uns war, als er vor diesen Schranken stand, um ihm die Anklage ins Gesicht zu schleudern? Wenigstens hätte er Ihnen antworten können! . . .“

„Welche Antwort hätte so sehr genügt wie diese Herr Präsident? . . .“ Er antwortet nicht. Er wird niemals antworten . . . „Ich beschuldige Larsan, daß er der Mörder ist,“ und er macht sich aus dem Staub! . . . Sie finden, daß das nicht genug der Antwort ist?! . . .“

„Wir wollen und können nicht glauben, daß Larsan, wie Sie sagen: „sich aus dem Staube gemacht hat“ . . . Wie sollte er dazu gekommen sein? Er wußte ja nicht, daß Sie ihn anklagen würden?“

„Doch Herr Präsident! . . . er wußte es; denn ich habe es ihm selbst heute nachmittag mitgeteilt.“

„Was haben Sie getan! Sie halten Larsan für den Mörder, und Sie verhelfen ihm zur Flucht! . . .“

„Ja, Herr Präsident, das tat ich,“ versetzte Rouletabille



stolz . . . „Ich bin keiner von der „Justiz“ und auch keiner von der „Polizei“; ich bin ein einfacher Journalist, und mein Métier ist es nicht, die Leute verhaften zu lassen! Ich diene der Wahrheit, wie ich will, . . . das ist meine Sache. Schützen Sie die Gesellschaft, wie Sie können, . . . das ist Ihre Sache. Aber ich denke nicht daran, dem Henker einen Kopf zu bringen! . . . Wenn Sie gerecht sind, Herr Präsident, — und Sie sind es — werden Sie finden, daß ich recht habe! . . . Sagte ich Ihnen nicht heute nachmittag, Sie würden später verstehen, „daß ich Ihnen den Namen des Mörders nicht vor halb sieben sagen konnte?“ Ich hatte berechnet, daß diese Zeit nötig sei, um Frédéric Larsan zu warnen und es ihm möglich zu machen, den Zug um 4 Uhr 17 nach Paris zu nehmen, wo er sich in Sicherheit bringen kann . . . Eine Stunde bis zur Ankunft in Paris, eine und eine viertel Stunde, um jede Spur seiner Fahrt zu verwischen. . . . So würde es halb sieben Uhr werden. . . . Sie werden Frédéric Larsan nicht finden, erklärte Rouletabille, indem er dabei Robert Darzac fest ins Auge sieht. . . . „Er ist zu sehr gewitzt . . .“

„Er ist einer, der Ihnen schon oft entwischt ist, und den Sie lange vergeblich verfolgt haben. Dieser Mann, der seit vier Jahren bei der Geheimpolizei ist und in ihrem Dienste unter dem Namen Frédéric Larsan berühmt wurde, war früher unter einem anderen Namen berühmt, der Ihnen nicht unbekannt sein wird, Herr Präsident. Frédéric Larsan ist „Ballmeyer!“

„Ballmeyer!“ ruft der Präsident.

„Ballmeyer!“ seufzt Robert Darzac aufspringend . . . Ballmeyer! . . . So ist es also wahr?“

„So, so, Herr Darzac . . . jetzt halten Sie mich wohl nicht mehr für wahnsinnig? . . .“

„Ballmeyer! Ballmeyer!“ Ballmeyer! Nichts wird im Saale gehört wie dieser Name. Der Präsident hebt die Sitzung auf.

\* \* \*

Daß es bei dieser Aufhebung der Sitzung lebhaft herging, läßt sich denken. Das war ein Fressen für das Publikum! Ballmeyer! Wirklich, dieser kleine Reporter war famos! Ballmeyer! . . . erst vor einigen Wochen verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, er sei gestorben. Ballmeyer war also dem Tode entronnen, wie er sein Leben lang immer wieder der Polizei entrann. Brauch ich hier an die großen Taten Ballmeyers zu erinnern? Bildeten sie nicht zwanzig Jahre lang den Gegenstand der „juristischen Chronik“ und der „Verschiedenen Mitteilungen“? Und wenn manchen Zeitungslesern die Affäre des Gelben Zimmers aus dem Gedächtnis gekommen ist, so kann ihnen der Name Ballmeyer nicht entfallen sein. Ballmeyer war der Typus des vornehmen Gauners; bekannt als der größte Hochstapler, der geschickteste Taschenspieler, der gefürchtetste Räuber und Mörder. In der besten Gesellschaft aufgenommen und als Mitglied der vornehmsten Cercles, stahl er die Ehre von Familien und das Geld der Bankiers mit unerreichter Grandezza. In schwierigeren Fällen kam es ihm auch nicht darauf an einen Messerstich auszuführen. Er schreckte vor nichts zurück; kein Wagesüß, das ihm nicht gelungen wäre! Als er einmal in die Hände der Justiz gefallen war, entkam er am Morgen seines Prozesses dadurch, daß er den Wächtern, die ihn zum Gerichtshof führten, Pfeffer in die Augen streute. Man hörte später, daß er am Tage seiner Flucht, während die feinsten Spürnasen der Geheimpolizei ihm auf den Fersen waren, ganz ruhig und sorglos einer Premiere im Theatre Français beiwohnte. Er verließ darauf Frankreich, um in Amerika zu „arbeiten“. Hier legte die Polizei des Staates Ohio eines Tages die Hand auf jenen ungewöhnlich schlaunen Banditen; aber tags darauf machte er sich wieder auf und davon . . . Ballmeyer! es würde Bände füllen, wollten wir hier von Ballmeyer reden. Aus diesem Manne nun wurde

Frédéric Larsan! . . . und das hat der kleine Rouletabille entdeckt! Gleichzeitig läßt er ihn wieder einmal der Gesellschaft spotten und verhilft ihm zur Flucht! Dafür konnte ich Rouletabille nur bewundern; denn ich wußte, daß es mit der Absicht geschehen war, Robert Darzac und Fräulein Stangerson zu nützen und sie von dem Bösewicht zu befreien, ohne daß er seinen Mund auftat.

Man hatte sich noch nicht von einer solchen Enthüllung erholt, als schon einige Voreilige die Frage hören ließen: „Zugegeben, Frédéric Larsan sei der Mörder, so erklärt uns das noch immer nicht, wie er aus dem Gelben Zimmer entkommen ist!“ . . . Hier wurde die Sitzung wieder aufgenommen.

\* \* \*

Rouletabille wurde sofort vor die Schranken gefordert, und sein Verhör — es handelte sich jetzt mehr um ein Verhör als um eine Zeugenaussage — fing wieder an.

„Herr Rouletabille, Sie sagten uns soeben, daß es unmöglich war, aus jenem Winkel des Hofes zu entfliehen. Ich will Ihnen zugeben, daß Frédéric Larsan, der oben an sein Fenster gelehnt stand, mit zu den Anwesenden auf dem Hofe zu rechnen ist; aber, um sich an seinem Fenster zu befinden, mußte er doch den Hof verlassen haben. Er ist also daraus entflohen. Aber wie?“

Rouletabille:

„Ich sagte, er konnte nicht auf „normale Weise“ entfliehen. Er muß also auf anormale Weise entflohen sein.“ Dieser Hofraum war, wie ich schon sagte, nur „scheinbar“ geschlossen; das Gelbe Zimmer ganz und gar. Der Mörder konnte die Mauer hinaufklettern, was im Gelben Zimmer unmöglich war, und sich auf die Terrasse schwingen. Während wir uns über die Leiche des Wächters bückten, konnte er von der Terrasse durch das darüber gelegene Fenster in die Galerie gelangen. Larsan hatte nun bloß noch einen Schritt bis zu seinem Zimmer zu tun, das Fenster zu öffnen und mit uns zu sprechen. Dies alles war nur ein Kinderspiel für einen Akrobaten von der Kraft Ballmeyers. Hier, Herr Präsident, ist der Beweis dessen, was ich erkläre.“

Dabei zog Rouletabille ein kleines Paket aus seiner Rocktasche und entnahm ihm einen Holzpflöck.

„Sehen Sie, Herr Präsident, diesen Holzpflöck; er paßt genau auf den Balkenträger, der die Terrasse stützt. Larsan, der alles voraussah, und der mit allen Mitteln zur Flucht versehen war, hatte zuvor den Pflöck in den Balkenträger geschlagen. Einen Fuß auf den Eckstein im Schloßwinkel, den anderen auf den Holzpflöck setzend, mit einer Hand an der Tür des Wächters, mit der anderen an der Terrasse Halt suchend, so verschwand Larsan in die Lüfte . . . um so besser, als er sehr leichtfüßig und durchaus nicht von einem Betäubungsmittel eingeschlafert war, wie er uns glauben machen wollte. Wir hatten bei ihm gegessen, Herr Präsident; und beim Nachtschisch spielte er vor uns den von einem Schlafmittel Betäubten. Denn natürlich mußte er selbst ja auch eingeschlafert sein, damit man sich am anderen Tage nicht darüber wunderte, daß ich, Joseph Rouletabille, nach dem Diner bei Larsan einem Schlafmittel zum Opfer fiel. Sobald uns aber dasselbe Schicksal betroffen hatte, konnte der Verdacht nicht auf ihn fallen. Denn ich, Herr Präsident, kann Ihnen sagen, ich war nicht schlecht eingeschlafert, und zwar von Larsans eigener Hand! . . . Wäre ich nicht in diesem traurigen Zustande gewesen, so wäre es Larsan nimmermehr gelungen, in Fräulein Stangersons Zimmer zu kommen, und das Unglück wäre nicht geschehen! . . .“

Man hörte stöhnen. Es war Darzac, der den Ausbruch seines Schmerzes nicht länger zurückhalten konnte.

„Sie verstehen,“ fuhr Rouletabille fort, „daß ich Larsan,

neben dem ich wohnte, für diese Nacht im Wege sein mußte; denn er vermutete, daß ich diese Nacht wach bleiben würde! Doch glaubte er natürlich keinen Augenblick, daß ich ihn im Verdacht hatte. So hoffte er, wenn ich betäubt und mein Freund Sainclair um meine Wiederbelebung bemüht sein würde, ohne Hindernis in Fräulein Stangersons Zimmer zu gelangen. Zehn Minuten später wurde ihr Todeschrei gehört.“

„Wie sind Sie damals dazu gekommen, Frédéric Larsan zu verdächtigen?“ fragte der Präsident.

„Mein Verstand verriet es mir, Herr Präsident; ich hatte ein wachsames Auge auf ihn, aber er versteht seine Sache; und ich muß gestehen, auf den Streich mit dem Schlafmittel war ich nicht vorbereitet. Ja, wie gesagt, mein Verstand hat mich geleitet! Aber es waren greifbare Beweise nötig, was so viel heißt wie: ich mußte mit meinen Augen sehen, was mir mein Verstand schon vorher gezeigt hatte! Am Tage nach den Ereignissen der Wundergalerie, als ich über die trügerischen Fußspuren gebückt auf der Erde lag, da stand ich plötzlich auf, nahm all meinen Verstand zusammen und ging die Treppe hinauf in die Galerie.“

(Schluß folgt.)

## Telegramme der Woche

Deutschland.

— Die Zeitungen dementieren das Gerücht, daß der Land-

wirtschaftsminister Freiherr von Schorlemer nächstens seinen Abschied nehmen werde.

— Das „Berliner Tageblatt“ will wissen, daß zum portugiesischen Gesandten in Berlin Herr Anselmo Braancamp Freire ausersehen sei.

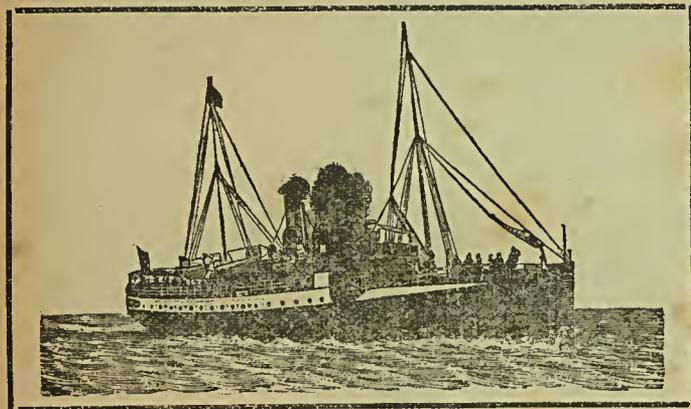
— In der gestrigen Sitzung des preußischen Landtages erklärte der Eisenbahnminister, daß die Umwandlung des Dampfbetriebes in den elektrischen auf der Berliner Stadtbahn so bald als möglich in Angriff genommen werden solle.

— Der in der Nähe von Saloniki, wie gestern gemeldet, von Griechen gefangengenommene Herr A. Richter ist garnicht Archäologe, sondern Ingenieur bei der Firma Zeiss in Jena. Er richtete an die Firma ein Telegramm, in dem er um telegraphische Anweisung der von den Banditen für seine Freilassung geforderten Summe bittet. Die Firma ist entschlossen, ihn nicht in der Gewalt der Räuber zu lassen.

— In Berlin ist der frühere brasilianische Verkehrsminister Dr. Lauro Müller angekommen. Auch der Expräsident Figueroa Alcorta von Argentinien und der Exkriegsminister General Aguirre y Aguirre kamen in der Reichshauptstadt an. Sie wurden am Bahnhof vom Generalfeldmarschall von der Goltz (der bekanntlich als außerordentlicher Botschafter an der argentinischen Nationalfeier teilnahm) im Namen des Kaisers begrüßt. Sie nahmen, ebenfalls als Gäste des Kaisers, im Hotel Adlon Wohnung.

— Der brasilianische Exminister und Senator Lauro Müller hält sich noch im Hotel Adlon in Berlin auf. Einem Besucher gegenüber sprach er seine Bewunderung über den großen Fortschritt Deutschlands, insbesondere über den Ham-

# Austro-Americana Dampfschiffahrtsgesellschaft in Triest



**Schnelldampfer-Verbindung**  
 von  
**Santos u. Rio de Janeiro**  
 nach  
**Triest**  
 mit Berührung von **Las Palmas, Almeria**  
 und **Neapel.**  
 Reisedauer nach Neapel 16 Tage  
 nach Triest 19 Tage.

Die Austro-Americana, Dampfschiffahrts-Gesellschaft unterhält mit ihren Schnelldampfern einen regelmässigen Passagierdienst nach Triest, via Neapel, mit Abfahrten alle drei Wochen, ab Januar 1902 alle 14 Tage. — Die Dampfer der Linie sind eigens für diesen Dienst gebaut und mit allen Bequemlichkeiten für Kajüten- und Zwischendecks-Passagiere ausgestattet. — Den Passagieren III. Klasse stehen geräumige und gut ventilierte Schlaf- und Speisäle zur Verfügung. — Die Verpflegung ist von anerkannter Güte und reichlich bemessen; die Dampfer entsprechen den Anforderungen der Auswanderungsgesetze und steht die Linie unter Aufsicht der österreichischen Regierung. — Alle Dampfer sind mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgestattet. — Direkte Fahrkarten nach allen Eisenbahnstationen von Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Russland werden auf Wunsch verabfolgt.

### Nächste Abfahrten von Santos:

nach Europa		nach dem La Plata	
«Atlanta» . . . . .	11. Juli	«Columbia» . . . . .	12. Juni
«Sophia Hohenberg» . . . . .	25. „	«Atlanta» . . . . .	19. Juni
«Francesca» . . . . .	15. August	«Sophia Hohenberg» . . . . .	30. Juni
«Laura» . . . . .	29. August	«Francesca» . . . . .	21. Juli
		«Laura» . . . . .	10. August

Wegen Auskünfte und Fahrkartenlösung wende man sich an die General-Agentur für Brasilien:

In <b>Bio de Janeiro</b> : ROMBAUER & C. — Rua Visconde de Inhauma 84 — Caixa 362.	In <b>Santos</b> an: ROMBAUER & C. — Rua 11 de Junho N. 1 — Caixa 203.	In <b>S. Paulo</b> an: GIORDANO & C., Rua 15 Novembro 27-A.
---	---	--

Rio de Janeiro:

Rua do Ouvidor 102  
Rua do Rosario 113

Depot:  
Rua da Quitanda 52  
Telegramm - Adresse:  
ARPECO.

# ARP & Co.

Filiale in Hamburg:

Barkhof 3, Mönke-  
bergstrasse.

Telegramm - Adresse:  
ARPECO.

Grosses Lager in Nähmaschinen der bekanntesten Fabriken

## Gritzner & New Home

1882

sowie der registrierten Marken:

—Vibratoria, Oscillante, Rotatoria, Familia und A Ligeira—

Einzig Agenten und Importeure des

**Schlüsselgarns von Ackermann.**

Komplettes Sortiment in

**Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Manufaktur-Waren**

Exporteure von Rohgummi und anderen nationalen Produkten.

burger Hafen aus, der auf der ausgezeichneten Organisierung der Arbeit beruhe. Er wies auch auf die große Zukunft Brasiliens hin, dessen Bevölkerung von hohem Patriotismus und brennendem Ehrgeiz erfüllt sei. Er hofft, daß deutsches Kapital in immer steigendem Maße zur Weiterentwicklung Brasiliens beitragen möge. — Gestern morgen nahm Herr Lauro Müller auf Einladung des Kaisers als Zuschauer an der großen Frühlingsparade der Berliner Garnison teil, später war er zur Galatafel im Königlichen Schlosse und zur Galavorstellung im Königl. Opernhause geladen. Morgen wird er nach Hamburg abreisen, wo er sich Anfang Juli auf einem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie nach Rio einschiffen wird.

— An der Galatafel im Königl. Schlosse in Berlin nahmen außer Herrn Lauro Müller auch der Expräsident von Argentinien, Figueroa Alcorta, der brasilianische Gesandte Dr. Itiberê da Cunha, der argentinische Gesandte Molina und der argentinische Exkriegsminister Aguirre y Aguirre teil.

— Der Bundesrat nahm den Modus vivendi mit Japan an, der bis zum Abschluß eines neuen Handelsvertrags in Kraft bleiben wird.

— Der Senator Lauro Müller ist in der Berliner Gesellschaft und bei der brasilianischen Kolonie der Gegenstand vieler Aufmerksamkeiten. Vorgestern abend gab die „Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft“ ihm zu Ehren ein Festessen, an dem u. a. der brasilianische Gesandte Dr. Itiberê da Cunha, der Militärattaché Julien und der brasilianische Konsul Herr F. Christ, teilnahmen. Den Vorsitz führte der General von Alten, der im Namen der Gesellschaft den Gefeierten willkommen hieß und ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Deutschland wünschte. Herr Dr. Lauro Müller antwortete in deutscher Sprache und hob hervor, daß Brasilien in geistiger und kommerzieller Be-

ziehung dem Fleiße und der Intelligenz der Deutschen sehr viel verdankt. Er schloß mit dem Wunsche, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sich immer enger und freundschaftlicher gestalten möchten. Die Rede wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen.

— Ein prächtiges Schauspiel wird nächstens der Kieler Hafen anlässlich des Besuchs des nordamerikanischen Geschwaders bilden. Das deutsche erste Panzergeschwader, das in Wilhelmshaven stationiert ist, wird während der Besuchstage — 21. bis 27. dieses Monats — nach Kiel kommen, sodaß außer den amerikanischen Kriegsschiffen die ganze aktive deutsche Schlachtflotte beisammen sein wird. Der Kaiser wird am 21. an Bord seiner Yacht „Hohenzollern“ ankommen und bis zum 29. bleiben. Es werden große Festlichkeiten, wie Ruder- und Segelregatten etc., geplant.

— Der Kaiser übersandte dem Reichskanzler mit einem sehr gnädigen Handschreiben sein Bild. In dem Handschreiben beglückwünscht er den Kanzler zu der glücklichen Erledigung der Verfassungsreform von Elsaß-Lothringen und des Reichsversicherungsgesetzes. Der Minister Delbrück, der die Redigierung beider Vorlagen besorgt hat, erhielt das Großkreuz des Roten Adlerordens mit dem Kranz und Brillanten. Auch viele andere Beamten erhielten Orden.

— Der Zustand des Prinzen Joachim ist ernster als die ersten Meldungen erkennen ließen. Er ist im Manöver mit dem Pferde gestürzt und nicht nur am Knie verwundet, sondern er klagt auch über unerträgliche innere Schmerzen.

— Nach Zeitungsmeldungen ist vorgestern über die Stadt Baden-Baden ein Wirbelsturm hingegangen, der einen Sachschaden von 8 Millionen Mark angerichtet hat. Einzelheiten sind nicht bekannt.

— In Düsseldorf ist an einer Blinddarmentzündung der Reichs- und Landtagsabgeordnete Theodor Kirsch gestorben.

— Aus München wird gemeldet, daß der Prinzregent Luit-

pold bedenklich erkrankt ist. Sein Zustand flößt Besorgnis ein.

— Der Gesundheitszustand des Prinzen Joachim ist besorgniserregend. Trotz der angewandten nar-kotischen Mittel leidet der Prinz die heftigsten Schmerzen, welche den ganzen Organismus aufwüh-len. Die Aerzte hielten eine Konferenz ab, um zu be-raten, welche Mittel sie anwenden sollten, um dem Prinzen Erleichterung zu verschaffen. Nach der Be-ratung unterzogen sie den Prinzen einer Operation am Knie, aus dem sie blutigen Eiter entfernten.

— In Berlin gründete vor längerer Zeit ein Amerikaner namens Draper einen Klub, dem er den Namen „Touristen-klub“ gab. Der Sitz der neuen Gesellschaft befand sich in einem der feinsten Stadtteile, die Räume waren auf das prächtigste möbliert und dekoriert. Als alles fertig war, wurde mit großem Pomp die Einweihung gefeiert. Der Zweck des Klubs war angeblich, den Reisesport und was damit zusammenhängt zu fördern. Viele Männer in her-

ist an der ganzen Sache daran? Der Kaiser hat, natürlich weil er von irgend einer ihm unverdächtig erscheinenden Seite darum gebeten wurde, einem Klub, der allgemein für hochanständig galt, zu seiner Eröffnung ein paar ebenso höfliche wie nichtssagende Worte telegraphiert, wie das so Sitte ist. In Berlin kümmert sich gewiß kein Mensch um diese „Staatsaffäre“.

Osterreich-Ungarn.

— Aus Graz wird gemeldet, daß in dem Orte Waltendorf ein Fall von asiatischer Cholera vorgekommen ist. Es wurden alle Maßregeln getroffen, um ein Weitergreifen der Seuche zu verhindern.

— Das „Wiener Tageblatt“ sagt, daß nach der Meinung des Professors Neusser Kaiser Franz Joseph sich einer in Anbetracht seines hohen Alters verhältnismäßig guten Gesundheit erfreut

— Die offiziöse Presse erklärt, das umlaufende Gerücht, Kaiser Franz Joseph beabsichtige wegen seines prekären

# Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schälcr Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos bestaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinnigung der erforderlichen Kaffee-Arbeits-reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

## Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

vorragenden Stellungen traten dem Klub bei. Selbst der Kaiser schickte zur Einweihungsfeier ein Telegramm an das Präsidium des Klubs, in dem er die Hoffnung aussprach, daß dem Klub die Erreichung seines Zieles vergönnt sein möge. Nach einiger Zeit fing man jedoch an zu munkeln, der vornehme Klub sei nichts als eine Spielhölle. Eines schönen Tages war Herr Draper verschwunden und der Kassierer des Klubs wurde unter der Anklage verhaftet, die Klubkasse bestohlen zu haben. Der Klub schloß seine Pforten, und nun möchten die Behörden das Telegramm des Kaisers gern wieder haben, das in einem prächtigen Rahmen in den Klubräumen hängt. Die Presse aber tadelt die Hofbeamten, die die Absendung eines so fatalen Telegramms nicht verhindert haben. — So das Havas-Telegramm. Ein solches Skandalchen, das nicht der Rede wert ist, wird von der „Agence Havas“ in alle Welt hinaustelegraphiert, ein großer Triumph der deutschen Politik oder Industrie etc. aber entweder totgeschwiegen oder verkleinert. Das alles gehört zum System. Was

Gesundheitszustandes abzudanken, sei unbegründet. Der Kaiser wird heute von Ischl nach Wien zurückkehren. Sein Gesundheitszustand ist gut.

— Das Handelsministerium hat zwei Projekte ausgearbeitet, die sich auf die Regelung des Auswandererwesens beziehen und dem Parlament vorgelegt werden sollen.

— Kaiser Franz Joseph begab sich gestern nach dem Manöverfeld in Schönbrunn. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde er während der Fahrt durch die Straßen vom Volke lebhaft gefeiert.

— Aus Fiume wird gemeldet, daß in einer Versammlung von Vertretern sämtlicher Arbeitervereinigungen die sofortige Erklärung des Generalstreiks beschlossen wurde. Es handelt sich um etwa 20.000 Arbeiter, die die Arbeit niederlegen.

— Der König Ferdinand von Bulgarien ist in Wien angekommen. Er fuhr vom Bahnhof sofort zum Ministerium des Auswärtigen, wo er mit dem Grafen Lexa von Aehrenthal eine lange Unterredung hatte.